This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DD
491
.H4
H15

BUHR B
[redacted]
a39015 00026364 3b

★ Weltpolitik ★

Maximilian von Hagen:

Geschichte und Bedeutung des Helgoland-Vertrages

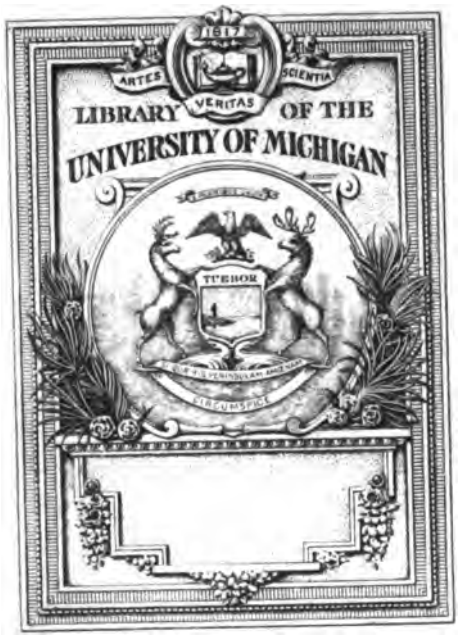
Deutsche und Österreichische Schriftenfolge
herausgegeben von Ernst Jäckh-Berlin
und vom Institut für Kulturforschung in Wien

Deutsche 6 Folge

F. Bruckmann A.-G. * München

Digitized by Google

Preis 1



Digitized by Google

THE TRAVELERS INDEMNITY COMPANY
THE CHARTER OAK FIRE INSURANCE COMPANY
HARTFORD, CONNECTICUT

In consideration of the premium and other conditions named in the Policy issued with the book from which this Certificate has been detached, the Assured named in said Policy is insured as provided therein against loss or damage to the property contained in the package or described in the invoice, with which this Certificate is mailed.

In the event of loss or damage to the property insured hereunder, immediate notice should be given to the shipper for full investigation.

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte und Bedeutung des Helgolandvertrages

von Maximilian von Hagen

Digitized by Google

Weltkultur und Weltpolitik

Deutsche und österreichische Schriftenfolge

Herausgegeben von

Ernst Jäckh in Berlin

und vom

Institut für Kulturforschung in Wien

— Deutsche Folge —

6.

Geschichte und Bedeutung des Helgolandvertrages

von Maximilian von Hagen

F. Bruckmann A.-G. München 1916

Digitized by Google

567

Geschichte und Bedeutung des Helgolandvertrages

Von

Dr. phil. Maximilian von Hagen

in Berlin

F. Bruckmann A.-G. München 1916

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1915 by F. Bruckmann A.-G. München

Ohne diesen Vermerk ist geistiges Eigentum in den Vereinigten Staaten von Amerika vogelfrei

DD
491
.H4
H15

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

Digitized by Google

Lib. Conn. (Hist. Soc.)
Harrass.
12-11-29
19919

Inhalt

Seite

I. Der Inhalt des Vertrages 7
II. Der politische Hintergrund des Vertrages.
1. Die politische Entwicklung Afrikas 10
2. Die Kolonialehe mit England 15
3. Die Konsequenzen der Kolonialehe 19
III. Die Helgolandfrage und ihre Vorgeschichte.
Das Verdienst des Kaisers. Bismarcks Doppelstellung 24
IV. Die Haltung der öffentlichen Meinung 38
V. Bismarcks Opposition gegen die afrikanischen Kompensationen 47
VI. Die Bedeutung des Vertrages 56
Literaturnachweis 60

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Der Inhalt des Vertrages

Unter den langezeit verkannten Friedensschlüssen der Gegenwart, aus denen wir für die künftige Erörterung unserer Kriegsziele mancherlei lernen können, gebührt eine hervorragende Rolle dem Helgolandvertrage, der am 1. Juli 1915 seinen 25jährigen Gedenktag begehen konnte. In diesem deutsch-englischen Abkommen über „Kolonien und Helgoland" erwarb der „neue Kurs" wenige Monate nach Bismarcks Entlassung die Insel Helgoland, ohne deren Besitz wir uns heute die Abwehr einer engeren britischen Blockierung unserer Küsten garnicht vorstellen könnten.

Die deutsche Regierung, die in dem Nachfolger Bismarcks, Leo von Caprivi, als dem ehemaligen Chef der Admiralität, einen tatkräftigen Förderer der marinepolitischen Ideen unseres Kaisers besaß, entschloß sich, für diesen Gewinn beträchtliche Preise zu zahlen. Sie verzichtete einmal auf alle „Schutzverträge", die Carl Peters nördlich des heutigen Deutsch-Ostafrika in Uganda, Mombassa und Somaliland abgeschlossen hatte; indessen waren diese von Eingeborenenhäuptlingen bekanntlich leicht zu erzielenden „Erwerbungen" reichsseitig weder unterstützt noch bestätigt, sondern geradezu mißbilligt worden; denn sie gingen fast durchweg weit über die Interessensphären hinaus, auf die sich sowohl die Bismarckische Kolonialpolitik als auch die beteiligten Mächte durch den Grenzvertrag vom 1. November 1886 eingerichtet hatten.

Außerdem entsagte die kaiserliche Regierung allen Wünschen auf die Inseln Sansibar und Pemba, die übrigens bis dahin ebenfalls nicht zum Machtbereich der deutsch-ostafrikanischen Kolonie gehört hatten, sondern als unabhängiger Besitz des „souveränen" Sultanats Sansibar anerkannt worden waren.

Schließlich opferte die deutsche Regierung dem englischen Kontrahenten eine kleine, von Deutsch-Ostafrika durch englische Interessensphäre getrennte Kolonie, namens Witu, samt den beiden vorgelagerten Inseln Manda und Patta, die in dem schon erwähnten Grenzvertrage vom 1. November 1886 bereits zu unseren Ungunsten „übersehen" worden

Digitized by Google

waren[1]). Aber auch dieses Gebiet, das sich nach seinem Flächeninhalte etwa mit dem Herzogtum Sachsen-Coburg-Gotha und den Fürstentümern Reuß decken würde, war am 27. Mai 1885 auf Antrag der daselbst kolonisatorisch tätigen Gebrüder Denhardt und im Einverständnis mit dem dortigen Sultan dem Schutze des Reiches nur „unter Vorbehalt der Rechte Dritter" unterstellt worden: eine Einschränkung, die Bismarck bei strittigen Kolonialgründungen mit Rücksicht auf die internationalen Beziehungen immer ausdrücklich zu Protokoll gab. Als nicht nur der Sultan von Sansibar, sondern auch die englische Regierung ältere Ansprüche geltend machen konnten, verzichtete der „neue Kurs" auf diese kleine deutsche Besitzung, weil er über dieser geringfügigen Streitfrage das ganze Abkommen nicht gefährden durfte.

Für diese Abtretungen gewann Deutschland außer Helgoland, das heute niemand gegen Witu umtauschen würde, die englische Zustimmung zur Erweiterung seines ostafrikanischen Kolonialbesitzes bis zu den großen Seen und zur Erwerbung des Küstenstriches längs der Besitzungen des Petersschen Schutzgebietes; dieser war dem „souveränen" Sansibar bisher als unanfechtbarer Besitz verblieben: ein Umstand, den Peters durch einen geschickten Pachtvertrag vom 30. Juli 1887 zu umgehen gesucht hatte, um seiner Gründung die Nachteile einer Binnenkolonie zu nehmen. Weiterhin versprach England, die Abtretung der vorgelagerten Insel Mafia an Deutschland beim Sultan von Sansibar zu befürworten. Diese Versprechungen wurden auch bald erfüllt. Das Reich erwarb die Küste vom Sultan für vier Millionen Mark und übernahm darauf das ganze Gebiet, das wir Deutsch-Ostafrika nennen, in eigener Verwaltung, nachdem sich die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft im Gefolge des Buschiriaufstandes zur Aufrechterhaltung ihrer Hoheitsrechte nicht fähig erwiesen hatte.

Endlich kam es zu Grenzregulierungen in Togo, Kamerun und Südwestafrika, die gegenüber den früheren Bestimmungen, bei denen die Unterhändler mit unzureichenden Karten zu Deutschlands Nachteil gearbeitet hatten, einen Fortschritt bedeuteten, so sehr sie auch jetzt noch, namentlich in Südwest, infolge desselben Übelstandes einer dauernden Korrektur bedurften.

So vereinbarten die beiden Kontrahenten in der wichtigen Frage des Kameruner Hinterlandes gegenseitige Handelsfreiheit von und nach den Ufern des Tschadsees: eine Bedingung, die vor allem Deutschland zugute kam, weil dessen Handel hier von der Royal Niger Company bisher schwer benachteiligt worden war. Ebenso erwies sich in

[1]) Zimmermann, Geschichte der deutschen Kolonialpolitik, Seite 130.

Digitized by Google

Südwest der vielverspottete Caprivizipfel, für den Deutschland zur Abrundung des englischen Betschuanalandes die Gebiete am Ngamisee herausgab, nach dem Urteil eines englischen Kenners[1]) nur als eine Schädigung der natürlichen Grenzen von Britisch-Rhodesia, während Deutschland mit dem dadurch geschaffenen Zugang zum Sambesi eine günstige Verbindung mit Ländern erhielt, die dem deutschen Einfluß bis dahin entzogen waren. Es ist bezeichnend, daß englische Kolonialpolitiker, die uns nach der Vereitelung der deutsch-englischen Verständigung durch den Weltkrieg jetzt, wo es ihnen ungefährlich erscheint, verraten möchten, wie die Karte von Afrika im Jahre 1916 hätte aussehen können[2]), einen Teil des Caprivizipfels gegen die Walfischbai ausgetauscht wissen wollten. Dahingegen hatten die Engländer sich zu Bismarcks Zeiten wegen dieser damals noch stark überschätzten Bucht, die ihnen als Pfahl im Körper von Südwestafrika unentbehrlich erschien, zu keiner Konzession entschließen können; und auch die Verhandlungen des „neuen Kurses", die zum Helgolandvertrage führten, hatten mit Rücksicht auf die Empfindlichkeiten der Kapkolonie[3]), der Deutschland kein Äquivalent zu bieten vermochte, zu keinem Ziele geführt. Dies durfte damals noch bedauert werden, während heute, nach dem Ausbau des Hafens von Swakopmund, der stark versandeten Walfischbai höchstens noch ein Gefühlswert beigemessen werden kann...

Dies sind die Grundzüge des ebenso inhaltsreichen wie folgenschweren Helgolandvertrages. Sie sind als Ganzes wie im Einzelnen nur zu verstehen, wenn man die Entwicklung Afrikas in den vorhergehenden Jahren und ihre Rückwirkung auf die diplomatische Lage in Europa vor Augen hat. Infolgedessen ist ein Rückblick auf diese Verhältnisse geboten, wenn wir zu einer gerechten Würdigung auch der negativen Seite des langezeit umstrittenen deutsch-englischen Paktes gelangen wollen.

---

[1]) Michell, Cecil Rhodes II 98.

[2]) Vgl. die Mitteilungen der Deutschen Kolonialzeitung, Jahrgang 1915, Seite 119 nebst den instruktiven Kartenentwürfen Johnstons über die bisherige, die bei einer deutsch-englischen Verständigung wahrscheinliche und die nach dem gegenwärtigen Kriege wünschenswerte Aufteilung Afrikas, von der wir nunmehr natürlich ausgeschaltet werden sollen. Dazu auch A. v. Danckelmann, Koloniale Rundschau 1915, Seite 305 ff.

[3]) Wie leicht sich diese regten, lehrt neben der Eifersucht, die ehemals gegen die Begründung von Deutschsüdwest zutage trat, auch ein Protest Cecil Rhodes' vom 28. Juli 1890, der Beschwerde führt, daß das Kapgouvernement bei der Abtretung des Caprivizipfels nicht vertreten gewesen sei, vgl. Michell a. a. O. I 287.

Digitized by Google

II. Der politische Hintergrund des Vertrages

1. Die politische Entwicklung Afrikas

Mit der Erwerbung Witus war die aktive Kolonialpolitik Bismarcks in Afrika so gut wie abgeschlossen. Es ist bekannt, daß Bismarck kolonialpolitischen Problemen von Haus aus fremd gegenüberstand, daß er aber, als die allgemeine politische Lage günstig war für einen nationalen Schutz der überseeischen Arbeit, die von nüchternen und begeisterten Pionieren draußen geleistet worden war, mit der gewohnten Tatkraft überall zugriff, wo herrenloses Gebiet mit realen Unterlagen dargeboten wurde. In kaum mehr als einem Jahre hat Bismarck auf dieser Basis ein Kolonialreich gegründet, über das die Folgezeit, obwohl sie weit energischer eine deutsche Weltpolitik auf ihre Fahne schrieb, nur wenig hinausgekommen ist. Die Möglichkeit für diese Leistung bot ihm eine Bündnispolitik, die Freunde und Feinde derart zu binden wußte, daß das Wagnis auch ohne eine deutsche Flotte gelingen konnte[1]). Frankreich wurde damals durch koloniale Abenteuer, die Bismarck in jeder Beziehung begünstigte, von seinem Interesse am Rhein so sehr abgelenkt, daß eine Explosion seiner Leidenschaft gegen Deutschland nicht ohne weiteres zu erwarten war. Es wurde zudem durch die großzügige Kolonialpolitik, die Jules Ferry im Einverständnis mit Bismarck in die Wege leitete, so sehr in Gegensätze zu England verwickelt, daß Bismarck nur geringe Mühe hatte, es an Deutschland zu ketten. So wenig er aber auch von einer dauernden Interessengemeinschaft mit diesem Erbfeind träumte, so sehr mußte er darauf bedacht sein, mit Frankreich zusammenzugehen, nachdem England eine Entente, in der es die deutsche Kolonialpolitik garantieren sollte, abgelehnt hatte. Daher wurde es der Grundsatz der Bismarckischen Kolonialpolitik, französische Ansprüche und Interessen nach Möglichkeit zu schonen, um jenen zufälligen Bundesgenossen nicht vorzeitig in die Arme seines eigentlichen Gegners England zu treiben. Immer wieder wurden die deutschen Unterhändler daher angewiesen,

[1]) Vgl. meine Schrift: „Voraussetzungen und Veranlassungen für Bismarcks Eintritt in die Weltpolitik", Berlin 1913.

Digitized by Google

hierauf besondere Rücksicht zu nehmen, und wo sie es dennoch vergaßen, da war Bismarck sofort zu Verhandlungen, zu Kompensationen oder selbst zur Verzichtleistung bereit.

Wie Bismarck vorausgesehen hatte, änderte sich aber die Lage in Frankreich sofort mit dem Personenwechsel. Jules Ferry wurde am 30. März 1885 wegen einer vorübergehenden Niederlage seiner Tonkingpolitik gestürzt, und sogleich suchte England neue Fühlung mit seinem bisherigen Hauptgegner in Ägypten, der seine Stellung im Nillande ohnedies verloren und dafür sowohl in Nordwest- und Zentralafrika, als auch in Tonking durch Bismarcks Wohlwollen reichen Ersatz gefunden hatte. Bismarck versuchte es darauf eine Zeitlang mit einer weiteren Begünstigung des afghanischen Konfliktes zwischen England und Rußland, wie er früher den ägyptischen zwischen England und Frankreich für seine kolonialpolitischen Zwecke ausgebeutet hatte[1]). Als aber auch dieser Gegensatz (am 10. September 1885) beigelegt wurde, brachte er die deutsch-englischen Meinungsverschiedenheiten über koloniale Fragen ins Reine, da er bei der Verschiebung der politischen Lage zu Englands Gunsten an eine größere Nachgiebigkeit der britischen Staatsmänner gegenüber weiterverfolgten kolonialpolitischen Zielen Deutschlands nicht glauben konnte. Darum benutzte er den Wechsel im englischen Kabinett, bei dem der Tory Lord Salisbury an Stelle des radikalen Gladstone trat, um mit England das alte freundschaftliche Verhältnis wiederherzustellen: ein Umschwung, der freilich einem Verzicht auf weitere Kolonialpolitik Deutschlands gleichkam. Rücksichten der großen Politik haben dem Altmeister der Staatskunst allerdings auch in dieser Wendung recht gegeben. Denn sehr bald entwickelten sich die Wolken, die am bulgarischen Himmel damals aufzogen, zu einem Gewitter, das auch auf Mitteleuropa in starkem Wetterleuchten zurückwirkte und die ganze Kunst eines Bismarck erforderte, damit es sich nicht zu einem verheerenden Unwetter für die Welt entwickelte[2]).

Diese Lage sprach im voraus das Todesurteil über die Petersschen Erwerbungen der Emin Pascha-Expedition, die mit guten Gründen in Berlin als Privatunternehmen angesehen und daher politisch desavouiert wurden. Peters ging dabei von dem an sich nicht unrichtigen Gedanken aus, daß die Tatsache, daß England den Sudan nach der Katastrophe von Khartum offiziell aufgegeben hatte, ihn berechtige, in dem allgemeinen Wirrwarr des Mahdiaufstandes für Deutsch-

[1]) Vgl. meine Schrift „England und Ägypten", Bonn 1915.

[2]) Vgl. meinen Aufsatz „Bismarcks Orientpolitik" im „Bismarckjahr", Hamburg 1915, Seite 240.

Digitized by Google

land neue Einflußgebiete zu gewinnen. Er suchte darum Anschluß an Emin Paschas ägyptische Musterkolonie zu gewinnen, um die deutsche Machtsphäre von Witu bis zu Emins Aquatorialprovinz auszudehnen. Aber er erkannte nicht, daß die von England aufgeschobene „Befriedung" des Sudans nicht endgültig aufgehoben war; und er übersah, daß Emin von Gordon zur Wahrung des britischen Einflusses und nicht zur Erfüllung deutscher Kolonialpläne in Afrika zurückgelassen worden war. Es ist aber kein Zweifel, daß England seine nur vorübergehend aufgegebenen Rechte auf Emins Provinz geltend gemacht haben würde, sobald deren Vereinigung mit Deutsch-Ostafrika zustande gekommen wäre.

Auch die weitere Absicht von Peters, Deutschland durch Erwerbung des reichen Uganda zu stärken, war ohne Frage des Schweißes der Edelsten wert. Denn dieses Land bildet mit seinen Nilquellen den Schlüssel zum Obernil und damit zu Ägypten und Sudan und gehört zudem wegen seiner zentralen Lage — als Hinterland von Witu und Deutsch-Ostafrika, von Belgisch-Kongo und dem vielumstrittenen Abessinien — zu den zukunftsreichsten Gebieten Innerafrikas, was auch England bereits 1888 — formell freilich erst 1905 — durch Übernahme des Protektorates über die dort kolonisierende britisch-ostafrikanische Gesellschaft anerkannte. Dem steht aber gegenüber, daß Peters nicht ein Mann der Regierung, auch nicht ihr Beauftragter, sondern ein freier Kolonialpolitiker war, der selbständig vorging und wohl auch nur selbständig vorgehen wollte[1]). Bei diesem zielstrebigen, von politischen Rücksichten ungehemmten Aktionswillen hatte er aber vollkommen übersehen, daß auch bei Kolonialerwerbungen nicht nur die Tat die Unterlage für die politische Leistung abgibt, sondern daß tausend Fragen bei der Inaugurierung einer solchen folgenschweren Politik zu bedenken waren, wenn nicht Fehler begangen werden sollten, die uns vor das Dilemma eines deutschen Faschoda gestellt haben würden. Wenn Peters daher noch im reifen Mannesalter davon spricht, daß er 1890 der deutschen Regierung „die Herrschaft über Uganda und seine Nebenländer sowie das Protektorat über Emins Provinzen zu Füßen gelegt" hätte, die aber eben nur eine „britische Staatsmannschaft" akzeptiert haben würde, deren Leistung das britische Weltreich gewesen sei, so beweist er damit eine politische Urteilskraft, die in einem merkwürdigen Verhältnis steht zu den unleugbaren Verdiensten seiner tatenfrohen Jugend[2]).

---

[1]) Vgl. Fr. Lange, Reines Deutschtum (Kolonialpolitische Erinnerungen), Seite 279.

[2]) Vgl. meinen Aufsatz „Peters und Pfeil, die Begründer von Deutsch-Ostafrika", Grenzboten 1914 III, 100 ff. Dazu Peters, Zur Weltpolitik, Seite 214 ff.

Digitized by Google

Und doch hätten ihn schon damals die afrikanischen Machtverhältnisse überzeugen müssen, daß Deutschland — bei seiner europäischen Lage und seinem Mangel an einer aktionsfähigen Flotte — England gegenüber mit rein diplomatischen Mitteln nur insoweit Kolonialerwerbungen durchsetzen konnte, als sie dem englischen Weltreich nicht ans Mark gingen. Er hatte es ja am eigenen Leibe gespürt, wie die von ihm gebildete deutsch-ostafrikanische Gesellschaft auf Schritt und Tritt von den englischen Agenten Schwierigkeiten erfuhr, nur weil man in dem neuen Rivalen einen künftigen Konkurrenten um die Beherrschung Afrikas erblickte. Er selbst war im Kampf um die Seele des Sultans von Sansibar den Engländern Kirk, Mackenzie und Mackinnon unterlegen, weil diese starken Gegenspieler keine Mittel unversucht ließen, um den wichtigen Trumpf, den der Sultan für sie bedeutete, gegen Deutschland in der Hand zu behalten. Schon im April 1885 war ihr Schützling, Said Bargasch, infolgedessen zu einer deutschfeindlichen Haltung ermutigt worden. Er protestierte in einem — wie Bismarck meinte — unverschämten Telegramm an Kaiser Wilhelm I. gegen die deutsche Besitzergreifung im Innern des heutigen Deutsch-Ostafrika, das er plötzlich für seine Krone in Anspruch nahm, obwohl die dortigen Sultane bei ihren Verträgen mit Peters und Genossen jede Abhängigkeit von ihm in Abrede gestellt hatten und tatsächlich auch schon längst völlig selbständig geworden waren. Und er ließ sich von den englischen Agenten verleiten, sein zweifelhaftes Recht mit Waffengewalt zurückzuerobern, bis ihn die deutsche Flottendemonstration vor Sansibar am 7. August 1885 überzeugte, daß ihn das offizielle England fallen ließ, sobald Bismarck auf seinem Willen bestand und mit diplomatischen Schwierigkeiten in aller Welt zu drohen vermochte.

Freilich wollte Bismarck die Dinge nicht zu weit treiben lassen, weil er sonst sicherlich auf unbeugsamen Widerstand Englands gestoßen wäre. Er betrachtete eben die deutsche Kolonialpolitik immer unter dem Gesichtswinkel der europäischen Situation, was unverantwortliche Kolonialpolitiker bei ihrer Kritik seines zögernden und maßvollen Vorgehens gewöhnlich übersehen. Und doch bietet gerade dieser Standpunkt den Schlüssel zum Verständnis nicht nur für die Anfänge, sondern auch für die bisherigen Möglichkeiten unserer Weltpolitik. Verbot doch Deutschlands zentrale Lage in Europa bei ihrer dauernden Abhängigkeit von dem konzentrischen Druck großer Militärmächte, die England nach seiner alten politischen Methode[1]) jederzeit für seine Ziele auszunutzen bestrebt war, die Erfüllung phantastischer Afrikapläne, wie sie vor allem Peters im Sinne hatte. Mit Recht sagte Bismarck daher

[1]) Vgl. E. Marcks, Die Einheitlichkei der englischen Auslandspolitik (Stuttgart 1910) und F. Salomon, Die Grundzüge der auswärtigen Politik Englands (Berlin 1910).

Digitized by Google

einmal zu einem Afrikareisenden, der sich für diese Ziele erwärmte: seine Karte von Afrika liege in Europa[1]). Er deutete damit an, daß er die kolonialen Bedürfnisse immer den europäischen Rücksichten unterzuordnen habe; und er hatte in der Tat durch die Inaugurierung seiner Kolonialpolitik bewiesen, daß er nur unter diesem Gesichtspunkt Weltpolitik zu treiben gewillt war. Indem er nämlich bei der Wahl der deutschen Kolonien die französischen Interessensphären weit mehr als die englischen schonte, entsprach er durchaus den Geboten der damaligen Konstellation; denn diese ließ es wünschenswerter erscheinen, daß eine Wiederbelebung der durch Ferrys Ministerschaft nur vertagten Revanchehoffnungen vermieden, als daß dem damals in aller Welt beschäftigten und isolierten England auf kolonialen Bahnen um jeden Preis aus dem Wege gegangen wurde. Auch ging Bismarck von der Voraussetzung aus, daß Deutschland und Frankreich in kolonialpolitischer Beziehung insofern aufeinander angewiesen sind, als sie beide, besonders in Afrika, auf englischen Widerstand stoßen; er suchte darum in allen wichtigeren Kolonialfragen zuerst eine Verständigung mit Frankreich, um England mit der nötigen Rückendeckung gegenübertreten zu können[2]), und ging darum auf keinerlei Kolonisationsbestrebungen ein, die Frankreichs Interessen berührten. Aus diesen Gründen verwarf er jeden Plan, der auf Begründung einer Interessensphäre auf Madagaskar oder den Komorren abzielte: eine Politik, die auch beim Abschluß des Helgolandvertrages — zum Unbehagen mancher Interessenten — mit Recht beibehalten worden war.

Allerdings war Bismarck stets bemüht, kolonialen Differenzen mit England nur so weit Raum zu geben, daß sie „durch geschickte vorsichtige Diplomatie" immer wieder behoben werden konnten. Aus diesen Andeutungen erklärt sich auch seine ganze Sansibarpolitik. Bismarck hatte zwar den Reisegeographen Gerhard Rohlfs als Generalkonsul zum Abschluß eines Handelsvertrages nach Sansibar entsandt; er rechtfertigte dessen Handelsvertragsbemühungen mit dem Sultanat Sansibar durch die Beschlüsse der Kongokonferenz, die auch eine handelspolitische Erschließung Sansibars zuließen, und er erreichte auch bereits am 20. Dezember 1885 den Abschluß eines solchen Vertrages, der die Grundlagen zu friedlichem Verkehr mit dem Sultanat zu legen geeignet war. Er hatte schon am 13. August beim Sultan die Anerkennung des Protektorates über Deutsch-Ostafrika, wenn auch ohne Küste (die zum Sultanat gehörte) und über Witu durchgesetzt; aber er hatte zugleich auch seine Versicherung vom 28. November 1884 erneuert, nach der er die Souveränität des Sultanates Sansibar

[1]) Eugen Wolf, Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus, Seite 16.
[2]) Hofmann, Fürst Bismarck 1890—98, Band II, Seite 283.

Digitized by Google

gemäß den Bestimmungen der Kongokonferenz nicht anzutasten versprach[1]). Wohl aber hatte er gleichzeitig zu verstehen gegeben, daß er Englands plötzliches Interesse an Sansibar nicht begreife, nachdem sich die britischen Vertreter der Kongokonferenz bereit erklärt hätten, die schon im Verein mit Frankreich durch Vertrag vom 10. März 1862 verbürgte Unabhängigkeit des Sultanates zu bestätigen.

Durch diese unanfechtbaren Argumente zwang er England, das bei einer ablehnenden Haltung den Prozeß einer deutsch-englischen Auseinandersetzung in Sansibar in einem für Deutschland günstigen Sinne beschleunigt haben würde (da Bismarck damals noch schwerwiegende Trümpfe in Ägypten und Abghanistan zur Hand hatte) zur abermaligen Anerkennung der Souveränität Sansibars durch die Kongoakte. Die englische Regierung gab nach, weil sie, in tausend Schwierigkeiten begriffen, des Bismarckischen Wohlwollens nicht entraten konnte und darum die Politik ihrer Agenten in Sansibar verleugnen mußte. Bismarck aber ermüdete bei „langweiligen Kolonialsachen“[2]), die ihm ein dauerndes Interesse nur abgewinnen konnten, wenn sie mit europäischen Fragen verknüpft waren. Er band sich darum in bezug auf Sansibar ebenfalls an die Kongoakte, die durch den deutsch-englischen Vertrag vom 1. November 1886, dem unmittelbar darauf auch Portugal und Sansibar beitraten, von neuem bestätigt wurde.

2. Die Kolonialehe mit England

Inzwischen hatte sich die europäische Lage von Grund aus zu Englands Vorteil verschoben. Bismarck suchte daher mit Salisbury eine weit engere Fühlung, als ihm mit dessen liberalen Vorgängern jemals geglückt war. Dieser Umschwung in Deutschlands auswärtiger Politik wirkte so sehr auf die afrikanischen Verhältnisse zurück, daß Herbert Bismarck geradezu von einer deutsch-englischen Kolonialehe zu sprechen wagte[3]). Natürlich wissen wir von der diplomatischen Vorgeschichte dieser deutsch-englischen Annäherung noch viel zu wenig, als daß wir uns an jenes Wort klammern dürften. So viel aber steht fest, daß diese koloniale Verständigung sich gerade da manifestierte, wo man es am wenigsten erwarten konnte: am 2. Dezember 1888 begann zur Unterdrückung des Sklaven- und Munitionshandels eine gemeinsame deutsch-englische Blockade der ostafrikanischen Küste, der sich später auch italienische und portugiesische Schiffe anschlossen. Bismarck hatte die damals von Kardinal Lavigerie in ganz Europa inszenierte

[1]) Staatsarchiv 46, 119. Nr. 8778.

[2]) Vgl. Brauer-Marcks-Müller, Erinnerungen an Bismarck, Seite 41.

[3]) Vgl. Penzler, Fürst Herbert von Bismarcks politische Reden, Seite 29; dazu auch Kohl, Die politischen Reden des Fürsten Bismarck XII 571.

Digitized by Google

Antisklavereibewegung geschickt benutzt, um England für eine Beihilfe zur Unterdrückung des Buschiriaufstandes in Deutsch-Ostafrika mobil zu machen, den Hermann Wißmann unter diesen Umständen dann bald völlig niederzuschlagen vermochte. Mit dieser Aktion schien das Ideal deutsch-englischen Zusammenarbeitens in der Welt verwirklicht, und es lag nur nahe, daß man diese koloniale Allianz zu einer politischen zu erweitern trachtete.

Wie weit schon Bismarck diese politische Seite des Helgolandvertrages vorbereitet hat, ist nicht sicher bekannt. Dagegen wissen wir, daß er einem Bündnis mit England, sofern es über ein Augenblicksverhältnis hinauslaufen sollte, abgeneigt war. Denn er befürchtete neben anderem vor allem, daß Deutschland dadurch für britische Ziele, namentlich gegen Rußland ausgenutzt werden könnte; und er erwartete darum auch von jeder in Englands Kielwasser treibenden Politik das kommende Verhängnis diplomatischer Isolierung[1]). In diesem Sinne äußerte er sich auch im Ruhestand zu der durch den Vertrag geschaffenen Situation, die er ursprünglich nicht ernst nehmen wollte, die er aber, sobald sie offenbar wurde, in mündlichen und schriftlichen Kundgebungen durch die Presse heftig bekämpfte. Als ihn ein Journalist auf Andeutungen offiziöser Blätter hinwies, die hinter dem Vertrage Vereinbarungen ahnen ließen, die die deutschen Gegenleistungen zu rechtfertigen schienen, da antwortete Bismarck ungläubig und prophetisch: er kenne Lord Salisbury als einen Minister, der sich gut zu wahren verstehe und der genau wisse, was er dem englischen Volke zumuten dürfe; käme aber Gladstone wieder ans Ruder — was ja eintraf — so würden diesen Staatsmann eventuelle Abmachungen mit Deutschland wenig kümmern[2]). Damit bezeichnete Bismarck die Unsicherheit einer Verbindung mit England in ihren schwächsten Seiten. Andererseits ist es kein Zweifel, daß gerade die letzten Jahre der Bismarckischen Amtszeit durch die Kolonialpolitik ein immer engeres Zusammengehen mit England gezeitigt hatten.

Wie es nach der Gründung des Reiches Bismarcks Aufgabe war, Bundesgenossen zur Sicherung des neuen Staatengebildes zu werben, so mußte der Kanzler eben auch nach der Schaffung des deutschen Kolonialbesitzes darauf bedacht sein, einen Garanten zu finden, dessen Freundschaft die ruhige Entwicklung der überseeischen Errungenschaften Deutschlands einigermaßen zu verbürgen vermochte. Dies konnte, nachdem in der europäischen Politik die Reibungsflächen be-

[1]) Vgl. meine Ausführungen über Bismarck und England, Grenzboten 1910 II 489ff.; dazu meine Schriften über: Bismarcks Eintritt in die Weltpolitik, Seite 6ff.; England und Ägypten, Seite 21ff.

[2]) Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung, Band I, Seite 111.

Digitized by Google

seitigt waren, deren Benutzung Bismarck allein die britische Anerkennung seiner kolonialen Erwerbungen erzwingen half, nur noch eine große Seemacht sein. Da aber Frankreich nach Ferrys Sturz wieder in das deutsch-feindliche Lager abgeschwenkt war, kam nur noch England in Frage. Es soll nicht verschwiegen werden, daß Bismarck durch die „Hamburger Nachrichten" später verkünden ließ, daß es unzulässig sei, aus der „Haltung Deutschlands in den speziell afrikanischen Fragen" auf die gesamte damalige auswärtige Politik des Reiches England gegenüber Schlüsse zu ziehen[1]). Trotzdem hinterläßt ein Rückblick auf die kolonialpolitische Entwicklung Afrikas keinen anderen Eindruck, als daß Bismarck gegen die ja auch öffentlich gepriesene koloniale Entente mit England keine Bedenken hegte, nachdem dank des Kolonialpessimismus und der Kolonialmüdigkeit seiner ausgehenden Kanzlerschaft ein passives Anlehnungsbedürfnis an Stelle der kolonialfrohen Kampfjahre getreten war. Liest man Bismarcks letzte kolonialpolitische Reichstagsreden in diesem Zusammenhang, so versteht man erst, warum er seiner Kolonialpolitik damals einen harmloseren Anstrich gab, als in den Zeiten, da er sie gegen England durchgesetzt hatte. Bekannte er doch jetzt mit einem Male, daß er „kein Kolonialmensch von Hause aus" gewesen sei — was er früher der Öffentlichkeit verheimlicht hatte — und daß er der Kolonialbewegung, die er durch seine Programmreden in Wirklichkeit erst populär gemacht hatte, nur widerstrebend nachgegeben habe[2]). Der Zweck dieses Bekenntnisses aber war kein anderer, als von den englischen Freunden eine Art Indemnität für seine Kolonialpolitik zu erbitten, um dadurch den früheren Gegner zu versöhnen und für gemeinsame Interessen zu gewinnen.

Unter diesem Gesichtspunkt wird es verständlich, warum die kolonialpolitische „Übereinstimmung" mit England in Bismarcks letzten Amtsjahren immer ängstlicher, ja fast doktrinär festgehalten wurde. Denn es war natürlich, daß bei der erstrebten „Kolonialehe" mit England Konflikte vermieden werden mußten, wie sie die deutsch-englische Spannung von 1884/85 mit sich gebracht hatte. Darum ging die auf eine Schonung der englischen Empfindlichkeit hinauslaufende Erhaltungspolitik der ausgehenden achtziger Jahre so weit, daß die

[1]) Hofmann, a. a. O. I 326.

[2]) Dieser Widerspruch zwischen der kolonialfreudigen Erwerbungspolitik und der kolonialpessimistischen Erhaltungspolitik wird gewöhnlich übersehen und der Parteirichtung entsprechend mißbraucht. Er ist aber nur historisch verständlich und darf bei einem einheitlichen Bild der Bismarckschen Kolonialanschauungen nicht verwischt werden. Vgl. meinen Aufsatz „Bismarcks parlamentarische Kämpfe um die Kolonien" in der Wochenschrift „Das neue Deutschland", Jahrgang 1913, Seite 400 ff.

Digitized by Google

Nationalzeitung einmal die Frage aufwerfen konnte, ob im Auswärtigen Amte eigentlich Kolonialpolitik oder Antikolonialpolitik getrieben werde[1]). Und doch war diese dort angegriffene Politik nichts als der Wunsch, der Periode des „ewigen Flaggenhissens“[2]) mit ihren dauernden Konfliktsmöglichkeiten zwischen Deutschland und England eine Periode des kolonialen Ausbaus unter englischem Wohlwollen folgen zu lassen. Nur so erklärt sich die Bismarckische Geneigtheit, deutsch-englische Reibungsflächen nach Möglichkeit zu beseitigen und mit England auf dem Fuße „loyaler Respektierung der gegenseitigen Interessen“ zu verkehren, um „unnötigen Konflikten mit ihm auszuweichen“[3]). Aus diesem Grunde hielt der Kanzler in Ostafrika eine weitere Ausdehnung der deutschen Besitzungen für unerwünscht, zumal „die zu ihrer Ausnützung verfügbaren und bereiten Kräfte“ schon für deren gegenwärtigen Stand nicht auszureichen vermöchten. Darum suchte er damals in eigenhändigen Randbemerkungen auf geheimen Aktenstücken die „ungestüme“ Kolonialbegeisterung dahin zu ernüchtern, daß er (im Herbst 1889) die englische Freundschaft und die Erhaltung Lord Salisburys im Amte[4]) für wichtiger erklärte als Sansibar, Witu oder ganz Ostafrika und daß er Witu bereits damals nur noch als Kompensationsobjekt betrachtete. Schon in seiner Reichstagsrede vom 26. Januar 1889 hatte er mit besonderer Emphase betont, daß er auch in kolonialen Fragen die „traditionelle Freundschaft“ mit England festzuhalten wünsche und daß er vorsichtig werden würde, wenn ihm nachgewiesen würde, daß er sie zu verlieren drohe. Und in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung erklärte er anläßlich der Petersschen Emin Pascha-Expedition, daß die bestehende Freundschaft mit England für Deutschland von größerem Werte sei als alles, was diese Expedition am oberen Nil im günstigsten Falle erreichen könnte, und daß Eingriffe in die von uns anerkannte Interessensphäre Englands auch darum beklagenswert seien, weil man nur die Geschäfte unserer Gegner besorge, wenn man Deutschland mit dem befreundeten England verhetze. In diesem Sinne erklärte denn auch der deutsche Botschafter Graf Hatzfeld damals in London, daß die Länder nördlich der anerkannten deutschen Interessensphäre, die das Ziel der Petersschen Emin Pascha-Expedition waren, außerhalb des Bereiches deutscher Kolonialbestrebungen gelegen seien[5]). Ebenso war, wie Bismarck in den „Hamburger Nachrichten“ bekannt gab, auch „jede Kollision mit den Unternehmungen

[1]) Vgl. Hofmann, a. a. O. I 324.
[2]) Vgl. Peters, Die Gründung von Deutsch-Ostafrika, Seite 129.
[3]) Hofmann, a. a. O. I 155.
[4]) Vgl. W. Sp. Churchill, Lord R. Churchill II 369. Argyll, passages I 251.
[5]) Zimmermann, Geschichte der deutschen Kolonialpolitik, Seite 157.

Digitized by Google

Italiens an der ostafrikanischen Küste sorgfältig vermieden worden ... in der Erwägung, daß unser Einverständnis im Dreibund mit Italien von der Haltung Englands in entscheidenden Wechselfällen beeinflußt sein würde“. Schon Bismarck also hatte die von Peters erstrebte Interessensphäre in Somaliland den dort konkurrierenden Italienern überlassen wollen, nicht nur, weil er „die Richtigkeit des Wortes qui trop embrasse, mal étreint“ in Afrika nicht erproben mochte, sondern vor allem, weil er Italien nicht in die Lage bringen durfte, „nicht mehr mit England und Deutschland in gleichem Maße befreundet bleiben zu können“ [1]).

3. Die Konsequenzen der Kolonialehe

Nach alledem war der Boden für eine Verständigung mit England soweit vorbereitet, daß der „neue Kurs“ sehr bald nach Bismarcks Abgang zum Vertragsabschluß gelangen konnte. Und zweifellos bedeutete sein Ergebnis, der Helgolandvertrag, nicht nur eine kolonialpolitische Abrechnung zwischen Deutschland und England, sondern auch eine politische Annäherung, die die bisher losen Beziehungen zwischen Deutschland und England — auf Grund der früheren Kolonialehe — in festere Formen zu bringen berufen war. Einen ersten Einblick in diese Kursschwenkung, die sich besonders deutlich schon bei dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. zu erkennen gibt, gewährt dessen erster Besuch in London im August 1889. Der Kaiser wurde damals zum britischen Ehrenadmiral ernannt und nahm in dieser Eigenschaft an einer großen Flottenparade in Spithead teil. Englische Preßstimmen ermahnten ihn angesichts jener Revue, die britische Freundschaft nicht zu unterschätzen, und der Prinz von Wales erklärte es in einem Trinkspruch für die Aufgabe beider Nationen, daß sie mit ihren Machtmitteln für die Sache der Kultur und Zivilisation einzustehen hätten! Der Kaiser revanchierte sich zwei Tage nach Bismarcks Entlassung, indem er im Beisein des heutigen englischen Königs auf „ein neues Waterloo“, auf eine englisch-deutsche Waffenbrüderschaft von Heer und Marine toastete [2]); und wenn dieser kaiserliche Ausspruch damals auch nicht allgemein bekannt wurde, so wurde er natürlich nicht an der Stelle überhört, an die er gerichtet war, zumal er sich durch die Ereignisse sehr bald bestätigte. Am Vorabend des Jahrestages von Waterloo, am 17. Juni 1890, erfolgte zur Verwunderung der ganzen Welt die provisorische Veröffentlichung des Helgolandvertrages. Seine Rechtfertigung fand dieser am 30. Juni, einen Tag

[1]) Hofmann I 325; Peters, Wie Deutsch-Ostafrika entstand, Seite 70ff.
[2]) Chlodwig Hohenlohe-Schillingsfürst, Denkwürdigkeiten II 463.

Digitized by Google

vor seinem definitiven Abschluß, in einer ausführlichen Denkschrift, die die Beweggründe des Abkommens eingehend darlegte. In dieser Denkschrift erklärte die Kaiserliche Regierung rückhaltlos, eine Zunahme kolonialer Differenzen mit England hätte wegen der Rückwirkung, die sie auf die allgemeine Politik ausüben könne, vermieden werden müssen. Denn in einer Zeit, in der die Politik mit gesteigertem nationalen Empfinden und Ehrgefühl zu rechnen habe, müßten auch die „Anfänge nationaler Verstimmungen" schon frühzeitig beseitigt werden, wenn sie nicht zu einer kriegerischen Auseinandersetzung führen sollten, für die doch die geringfügigen kolonialen Zwistigkeiten mit England bei dem verhältnismäßig kleinen Umfang unseres Schutzgebietsbesitzes keine Veranlassung zu bieten vermöchten. Die Kaiserliche Regierung wünsche daher „dringend, die alten guten Beziehungen zu England auch auf die Zukunft zu übertragen".

Wie ernst es dem Kaiser mit der neuen Freundschaft war, beweist der Umstand, daß er die Konsequenzen aus seiner Schwenkung zu ziehen bereit war. Indem er sich unzweideutig für England erklärte, mußte er auf die Rückversicherung mit Rußland verzichten, obwohl deren Erneuerung so gut wie gesichert war. Denn natürlich war ein Zusammengehen mit England nur möglich, wenn auch das geringste Liebäugeln mit Rußland, dem damaligen Todfeinde Englands, vermieden wurde.

Es ist für den „neuen Kurs" charakteristisch, daß er im Punkte der Verträge exakter dachte als Bismarck. Dieser hatte es verstanden, trotz aufrichtiger Gesinnung gegen seine Allianzgenossen durch allerhand Hintertüren Beziehungen offen zu halten, die innerhalb seiner Dreibundpolitik komplizierte Verhältnisse schufen, wie sie nur seine sichere Hand zu meistern vermochte. Das bekannteste Beispiel dieser spätbismarckischen Staatskunst war jene Rückversicherung mit Rußland, die der „neue Kurs" preisgab wegen der Spitzen, die sie sowohl gegen Österreich als gegen England nehmen konnte. In derselben Linie lag aber auch eine Rückversicherung Italiens mit England, die Bismarck ermutigt hatte, um England an den Dreibund zu ketten und Italien durch England zu einem wertvolleren und zuverlässigeren Bundesgenossen für Deutschland zu machen. Und im Gefolge der „Kolonialehe" hatte Bismarck auch eine deutsch-englische Rückversicherung angestrebt, um seiner Rückversicherung mit Rußland die Schärfe zu nehmen, die sie gegen England gewinnen konnte, und Deutschland gleichzeitig eine Ergänzung zur See zu verschaffen. Dieses Bismarckische Rückversicherungssystem hatte den defensiven Charakter des Dreibundes gewissermaßen unterstreichen und den Weltfrieden nach menschlicher Voraussicht verbürgen sollen.

Digitized by Google

Nach Bismarcks Sturz mußten die neuen Männer klarere Verhältnisse schaffen, wenn ihnen das komplizierte System dieser Bismarckischen Bündnispolitik nicht verhängnisvoll werden sollte. Bei dem drohenden Verhalten Rußlands, das bei seinem welthistorisch begründeten Gegensatz zu England schon seit 1875 mangels eines festen Bundesgenossen dem isolierten Frankreich zustrebte, lag es nahe, eher die von England gebotene Hand zu ergreifen, als die von einflußreichen Kreisen Rußlands verschmähte unter allen Umständen festzuhalten. Auch lag diese Tendenz durchaus in der Richtung, die die Bismarckische Englandpolitik mit der „Kolonialehe" eingeschlagen hatte. Seitdem dann die bulgarischen Wirren die russische Gereiztheit gegen Deutschland gesteigert und dem revanchelustigen Boulangismus in Frankreich genähert hatten, waren Bismarck die Zügel, die auch die russische Politik bis dahin zu bändigen verstanden hatten, immer mehr aus den Händen geglitten — obwohl ihm damals noch die zweite und eigentliche Rückversicherung mit Rußland gelang[1]). Denn trotz dieses vielumstrittenen Vertrages hatten sich die Beziehungen zu Rußland keineswegs gebessert; Truppenansammlungen an unserer Ostgrenze konnten nur mit der Septennatsvorlage beantwortet werden: nur das Ausspielen von Macht gegen Macht hatte also trotz der vielgepriesenen Rückversicherung den Weltfrieden erhalten können.

Die schließliche Aufgabe dieser Abmachung entsprach jedenfalls durchaus den Bedürfnissen unserer politischen Lage im Jahre 1890. Denn es ist kein Zweifel, daß auch Bismarck bei der Zunahme der panslawistischen Treibereien die Rückversicherung mit Rußland nicht dauernd hätte aufrecht erhalten können. Zudem hatte der „neue Kurs" mit ihrer Preisgabe nicht, wie Bismarck behauptete, „den Draht zerrissen, der Deutschland mit Rußland verband", sondern — wie Caprivi in seiner Reichstagsrede vom 23. November 1892 erwiderte — nur insoweit zu erhalten gesucht, „daß er uns nicht den Strom aus denjenigen Leitungen nehme, die uns mit Österreich-Ungarn und Italien verbanden"[2]). Und es ist Tatsache, daß sich die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland trotz Preisgabe der Rückversicherung nicht nur nicht verschlechterten, sondern daß sie sich vielmehr verbesserten im Vergleich zu den letzten Jahren der Bismarckischen Staatsleitung, die

[1]) Die erste Rückversicherung (1884) kam unter Mitwirkung von Österreich zustande und war mehr ein Neutralitätsvertrag im Sinne der Heiligen Allianz. Über diesen Unterschied vgl. meine Schrift: Voraussetzungen und Veranlassungen für Bismarcks Eintritt in die Weltpolitik, Seite 17 ff.

[2]) Vgl. auch die Bestätigung des ehemaligen Braunschweiger Bundesratsbevollmächtigten von Cramm, Deutsche Revue 1910 IV 165.

Digitized by Google

unter den Auspizien dieser Deckung gestanden hatten[1]). In Wirklichkeit bedeutete diese eben nur ein retardierendes Moment gegenüber den französisch-russischen Bündnisbestrebungen, die sich seit Jahren vorbereitet hatten und nun allerdings ihrer Erfüllung näherten, sobald die deutsch-englische Freundschaft durch den Helgolandvertrag begründet wurde. Allein, für den Verlust Rußlands, der im Hinblick auf diese dauernd doch nicht aufzuhaltende Vereinigung der beiden alleinstehenden Großmächte — weltgeschichtlich betrachtet — heute geradezu als eine Notwendigkeit erscheint, bot die Stellung Deutschlands im Dreibund bei der festeren Verbindung mit England ein hinreichendes Äquivalent; und erst das Abrücken Deutschlands von England im Jahre 1894 bewies die Richtigkeit der Friedrichsruher Warnungen vor einem Zusammengehen mit England, das Deutschland zum Sturmbock gegen Rußland zu gebrauchen versuchen würde und Rußland unnötig provozieren müsse. Erst später zeigte es sich, daß die frühere Bismarckische Politik, die, allerdings noch unbelastet mit kolonialem Besitz, jeder engeren Verbindung mit England nach Möglichkeit aus dem Wege ging, für Deutschlands Stellung in der Welt günstiger war als die Politik der Kolonialehe, die zu einer politischen Ehe führen sollte. Denn diese erwies sich nach Verlauf wie nach Dauer als eine unglückliche, weil der Stärkere in ihr die Unterdrückung des Schwächeren unter seinen Willen versuchte, statt den vernünftigen Ausgleich der Kräfte zum Nutzen der Gesamtheit herbeizuführen. So mußte Deutschland bei der ersten Gelegenheit die Scheidung einreichen und gelegentlich des englisch-russischen Kampfes um die Vorherrschaft in Ostasien einen Flirt mit dem Zweibund — gegen Japan — beginnen: nicht so sehr, weil es Japan hätte bekämpfen müssen, dem gegenüber es in Wahrheit eine vermittelnde Rolle zu spielen versuchte[2]), sondern vor allem, weil es sich von England nicht — wie späterhin Japan — gegen Rußland ausspielen lassen wollte, und dann auch, weil es von Rußland eine Konzession in Ostasien, den nun verlorenen Posten von Kiautschau, erwarten durfte[3]), den England nicht ohne Not bewilligt haben würde. Indes, Rußland war innerhalb des Zweibundes für Deutschland nicht mehr frei, und England vergaß es nicht, daß wir es waren, die die Fesseln sprengten, die es unserer aufstrebenden Weltpolitik anlegen wollte; und es vergaß es vor allem nicht, daß wir nach der Befreiung vom englischen

[1]) Vgl. F. Rachfahl im „Bismarckjahr", Seite 99 ff. und in der Bismarcknummer des „Neuen Deutschland", Jahrgang 1915, Seite 178 ff.

[2]) Vgl. die aufschlußreichen Ausführungen O. Frankes über die Vorgeschichte des vielverkannten Friedens von Schimonoseki in dem ausgezeichneten Teubnerschen Sammelwerk „Deutschland und der Weltkrieg", Seite 440 ff.

[3]) Hohenlohe, a. a. O. II 521.

Digitized by Google

Joch unsere Handelsfreiheit soweit zurückgewannen, daß wir seine Gegner sogar diplomatisch zu unterstützen wagten. Wie sehr die deutsche Regierung trotzdem bestrebt war, den Kurs ihrer Weltpolitik zwischen England und Rußland zu halten, beweist ihre Stellung zum Burenkriege, in dem sie trotz der Lockungen des Zweibundes gegen England eine ebenso wohlwollende Neutralität beobachtete, wie später in dem russisch-japanischen Kriege gegen Rußland. Dennoch barg dank der geschilderten politischen Nebenabsicht des Helgolandvertrages die Kombination des Schicksalsjahres 1890, in der das Bismarckische Zeitalter überwiegender Kontinentalpolitik abgelöst wurde von einem Zeitalter bewußter Weltpolitik, Probleme, die auf eine kriegerische Lösung hindrängten, wie sie dem gegenwärtigen Völkerringen vorbehalten blieb.

Digitized by Google

III. Die Helgolandfrage und ihre Vorgeschichte

Das Verdienst des Kaisers. Bismarcks Doppelstellung

Wie sehr den damaligen Staatsmännern jeder Gedanke an einen kriegerischen Austrag der noch so geringfügigen Interessengegensätze zwischen Deutschland und England fernlag, beweist freilich gerade der Helgolandvertrag. Denn durch ihn wurde ja das Bollwerk des „deutschen Meeres", die unsere Nordseeküste und -häfen beherrschende Insel Helgoland — nach den kaiserlichen Worten vom 10. August 1890 — „als das letzte Stück deutscher Erde[1]) dem deutschen Vaterlande... ohne Kampf und ohne Blut... ohne daß eine Träne geflossen... durch Vertrag aus dem freien Willen der Regierung und der gesetzgebenden Faktoren eines stammverwandten Landes" ausgeliefert. Ursprünglich den Herzögen von Schleswig-Holstein-Gottorp gehörig, war das grün-weiß-rote Eiland im Kampfe der königlichen mit der herzoglichen Linie dieses Hauses 1714 an Dänemark gefallen, im Gefolge der völkerrechtswidrigen Aberrumpelung Kopenhagens (1807) aber als brauchbarer Schmuggelplatz zur Umgehung der Napoleonischen Kontinentalsperre von England beschlagnahmt und im Kieler Frieden (1814) auch behauptet worden.

Wenn die englische Regierung die Insel im Jahre 1890 aus der Hand gab, so mußten außer politischen Sicherheiten und Äquivalenten Gründe vorhanden sein, die eine bevorstehende Gegnerschaft zwischen Deutschland und England auszuschließen schienen. Denn es ist selbstverständlich, daß Lord Salisbury Helgoland gegen Witu und einige neue Interessensphären in Afrika niemals ausgetauscht hätte, wenn er geahnt hätte, daß der Besitz von Helgoland in naher Zukunft zu einem wichtigen Aktivposten für den Fall eines Krieges zwischen Deutschland und England werden könnte. Und es ist ebenso natürlich, daß auch Caprivi der englischen Regierung den Austausch Helgolands gegen entbehrliche afrikanische Kompensationen nicht vorgeschlagen hätte,

[1]) Diese Formel war offenbar wohlerwogen, denn zum völkerrechtlichen Begriff „Deutschland" hatte Helgoland bisher niemals gehört. Vgl. die Bismarckischen Deduktionen bei Hofmann, a. a. O. I 286.

Digitized by Google

wenn er vermutet hätte, daß Helgoland die Verluste im dunklen Erdteil sehr bald tausendfach rechtfertigen würde. Hätte der Gedanke an einen Waffengang auch nur entfernt im Bereiche der politischen Möglichkeiten gelegen, so hätte Caprivi das Zehnfache an kolonialem Besitz bieten können, und England wäre unnachgiebig geblieben. Als sachlich wägender Politiker würde er daher das Angebot garnicht gemacht haben, weil im Staatenverkehr ebenso wie im Geschäftsleben aussichtslose Verhandlungen nicht erst versucht zu werden brauchen, wenn man nicht auf der Gegenseite einen Lacherfolg erzielen will.

Daß der Wunsch der deutschen Regierung dennoch seit langem nicht nur diskutiert, sondern schließlich auch erfüllt werden konnte, beweist daher zur Evidenz, wie sicher die englische Regierung ihrer neuen deutschen Verbündeten zu sein wähnte, wie sehr sie Deutschland durch seine jungen Kolonien von dem Wohlwollen der englischen Weltmacht abhängig glaubte und wie verständnislos sie der deutschen Entwicklung gegenüberstand, die doch nach den ersten überseeischen Schritten die Bahn der Weltpolitik einschlagen mußte, wenn sie nicht verkümmern wollte. Es dauerte noch lange, bis England einsah, daß „Willys Spielzeug" zu einem achtunggebietenden Instrument heranwuchs, das Deutschland über See auch ohne englische Beihilfe würdig vertreten konnte, und das, obwohl zur Wahrung des Friedens geschaffen, im Falle eines Krieges zu einer furchtbaren Waffe auch für die größte Seemacht werden sollte. Erst als England durch den deutschen Aufschwung „rauh, aber heilsam" aus einem Zustande gefährlicher Erstarrung erwachte[1]), da erkannte es, wie verblendet es war, als es im Helgolandvertrag — nach Stanleys Worten — einen neuen Anzug für einen alten Hosenknopf erworben zu haben meinte. Es ist bezeichnend genug, daß die Daily Mail während der Verhandlungen über eine deutsch-englische Verständigung im Februar 1912 den Hosenknopf zurückverlangte, um ihn gegen einen anständigen afrikanischen Anzug — wenn auch auf fremde Kosten — einzutauschen; das seinerzeit mit Achselzucken über die deutsche Sentimentalität herausgegebene Helgoland erschien ihr eben für den Fall eines Krieges als Schlüssel zu einer wirksamen Blockade Deutschlands mit einem Male weit wichtiger als — fremde Kolonien, über die man damals zu unsern Gunsten verfügen wollte[2]) und die man Deutschland nach einem siegreichen Kriege ja immer noch wieder abnehmen konnte.

Zweifellos erkannten außer dem jugendlichen Kaiser, der schon als

---

[1]) Edward Malet, Shifting scenes, Seite 36.

[2]) siehe oben S. 9, Anm. 2.

Digitized by Google

14jähriger Knabe von der Erwerbung Helgolands geträumt hatte[1]), nur wenige die Bedeutung der Insel für die Zukunft unseres Reiches. Auch Caprivi vertrat diesen kaiserlichen Wunsch ebenso wie dessen marinepolitische Ideen nicht so sehr aus einer tieferen politischen Einsicht als aus Gehorsam gegen den Willen seines obersten Kriegsherrn[2]) und ohne Rücksicht auf die unverdienten Anfeindungen, denen er dabei wegen der afrikanischen Kompensationen entgegenging. Wohl hatte auch er in der mehrfach erwähnten Denkschrift den Wiedergewinn der Insel als einen vollwertigen Ersatz für Verluste und unerfüllte Wünsche in Afrika darzustellen versucht. Trotzdem vermag man sich nicht des Eindrucks zu erwehren, daß ihm die Erwerbung Helgolands vor allem deshalb lieb war, weil er damit den Abschluß der ihm unbequemen „Periode des Flaggenhissens und Vertragschließens" in den Kolonien rechtfertigen zu können hoffte. Zwar wies die Denkschrift auch auf den strategischen Wert der Insel hin: im Besitze Deutschlands werde sie „eine wesentliche Erhöhung seiner Wehrmacht" darstellen, die Verteidigung unserer Nordseeküste wie unseres deutschen Meeres erleichtern, eine feindliche Blockade aber mindestens sehr erschweren; auch werde sie dem Nordostseekanal „für den Kriegsfall" erst seinen vollen Wert verleihen. Dennoch erscheint es höchst zweifelhaft, ob diesen Andeutungen Caprivis der Gedanke an eine Auseinandersetzung mit England zugrunde gelegen hat: ein Gedanke, der damals natürlich nicht ausgesprochen werden durfte, der aber als Kriterium für die Beurteilung des Caprivischen Verdienstes um die Erwerbung Helgolands als eines Bollwerkes gegen England von grundlegender Bedeutung ist. Lenkte doch auch Caprivis öffentliche Verteidigung der Helgolanderwerbung[3]) die Aufmerksamkeit der Reichstagsabgeordneten nur auf die Frage, „was geworden wäre, wenn die Insel, von der man sagt, sie sei für England ziemlich wertlos, aus englischen Händen in andere übergegangen wäre... und wenn im Laufe von Jahr und Tag oder kurz vor Ausbruch eines künftigen Krieges die englische Flagge von Helgoland heruntergegangen und eine uns weniger nahestehende vor unseren Häfen erschienen wäre". Zwar bleibt uns Caprivi die Antwort schuldig, ob die Möglichkeit eines solchen Tausches jemals bestanden hat und ob sie namentlich vor dem Abschluß des Helgolandvertrages drohend gewesen ist, was eine sibyllinische Tagebuchnotiz

---

[1]) Penzler, Reden Kaiser Wilhelms II., Band 1, Seite 123.

[2]) Hans Delbrück (Bismarcks Erbe, Seite 200) hat in treffender Weise diese Caprivischen Kämpfe für die kaiserlichen Ideen mit dem Bismarckischen Eintreten für die Armeereform Wilhelms I. verglichen.

[3]) R. Arndt, Reden des Grafen v. Caprivi, Seite 141 ff.

Digitized by Google

in den Denkwürdigkeiten des späteren Reichskanzlers, Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst[1]), vom 19. Juni 1890 erklärlich machen würde. Allein, Caprivis Argumentation, daß ein solcher Besitzwechsel Helgolands bei den universalen Bedürfnissen Englands in aller Welt „am Ende nicht ganz schwer gewesen wäre", gibt doch zu denken und macht es verständlich, daß Hohenlohe damals niederschrieb: das Helgolandabkommen habe verhindert, daß sich England an Frankreich und Rußland angeschlossen hätte, „was ganz gefährlich geworden wäre". Bestand diese Gefahr wirklich, so ist es nicht ausgeschlossen, daß Frankreich für seinen Verzicht auf Ägypten, der sicherlich auch damals die Voraussetzung einer englisch-französischen Entente gebildet haben würde, neben anderen Äquivalenten die Insel Helgoland als Ersatz für Metz und Straßburg erhalten hätte, und es ist kein Zweifel, daß dieser Besitzwechsel der Insel für Deutschland unerträglich geworden wäre. Bismarck freilich war der Ansicht, daß Deutschland nach der politischen Situation von 1890 nicht „zwischen dem Bruche mit England oder dem Verzicht auf Kolonien" zu wählen gehabt habe, daß vielmehr die Beziehungen zu England auch ohne „Verzicht auf Sansibar und Witu" von Dauer und Festigkeit gewesen seien[2]).

Wie dem aber auch sei, die Anregung dieser Fragen genügt, um zu zeigen, daß Caprivi Helgoland nicht gegen einen britischen, sondern gegen einen französischen Angriff für unentbehrlich hielt, und daß er eine Beteiligung Englands an einem solchen Kriege offenbar garnicht in Betracht zog, womit er zweifellos im Rechte war, denn: der französische Besitz der Insel Helgoland würde England eine Beteiligung an einer antideutschen Koalition erspart und eine Intervention nach beiden Seiten offen gelassen haben. Der Mangel jeglichen Mißtrauens gegen England, der durch die Erwerbung Helgolands als einem „eminent friedlichen Symptom"[3]) für Deutschland ja schließlich vollauf gerechtfertigt wurde, kann darum für Caprivis politische Befähigung in keiner Weise zum Maßstab genommen werden. Bekannte doch auch Lord Salisbury, daß das Abkommen „jede Gefahr der Uneinigkeit und des Streites" zwischen Deutschland und England beseitige und „auf lange Zeit hinaus die guten Beziehungen derjenigen befestige, die infolge ihrer Sympathien füreinander, infolge ihrer Interessen und ihrer Abkunft immer gute Freunde sein werden". Tatsächlich lag die Möglichkeit eines Krieges mit England am Ende der achtziger Jahre so wenig in der Luft, daß sie selbst in den politischen Berechnungen und

[1]) Band II, Seite 471.

[2]) Hofmann I 315 ff. Ganz in unserem Sinne dagegen: H. v. Taube v. d. Issen, Graf Alexander Keyserling II 595.

[3]) Deutsche Rundschau 64 (1890), 306 ff.

Digitized by Google

Betrachtungen des amtlichen und des nachamtlichen Bismarck keinen Raum fand.

Wohl hatte Bismarck den Gegensatz zu England in erster Linie durch seine großpreußische Politik, die zur Reichsgründung führte, dann aber vor allem durch seine Schutzzoll- und seine Kolonialpolitik hervorgerufen. Nach der ganzen Methode aber, mit der er die englischen Äußerungen dieses Gegensatzes immer wieder beizulegen wußte, wäre es irrig, zu glauben, daß er ihn für unüberwindlich gehalten hätte. Auch läßt sich bei seiner überwiegend kontinentalen Denkrichtung kein logischer Grund für die Annahme finden, daß er eine britische Gefahr für Deutschland unbedingt erkannt haben müßte. Wäre dies doch der Fall gewesen, so hätte er weit mehr für die Flotte tun und auch andere Vorkehrungen treffen müssen, als seine Nordkanalidee[1]) war, die er schon in den Verhandlungen mit dem Augustenburger in der schleswig-holsteinschen Frage energisch vertrat, die er aber gegen den Widerspruch der militärischen Kreise lange Zeit nicht durchsetzen konnte, und die er erst nach seinem Sturze in dem 1887 begonnenen und 1895 vollendeten, auf die Strecke Holtenau—Brunsbüttel beschränkten Kaiser Wilhelmkanal verwirklicht sah. Bismarck plante ursprünglich die Errichtung eines viel weitergehenden Schiffahrtsweges, der Nord- und Ostsee mit den Mündungen der Ems, Jade, Weser und Elbe verbinden sollte. Er glaubte, mit diesem Küstenkanal auch einer beschränkten Flotte die Möglichkeit zu geben, den blockierenden Feind durch diese verschiedenen „Ausfallspforten" beständig zu beunruhigen; und er war später der Ansicht, daß die dadurch gebotene ununterbrochene Verbindung der gesamten Streitkräfte und Hilfsmittel unserer Küsten auch ohne den Besitz Helgolands zur Abwehr feindlicher Angriffe genügt hätte. Es ist möglich, daß er bei diesen Plänen auch an einen eventuellen Angriff von englischer Seite dachte, wenn er auch offiziell immer nur mit Angriffen von französischer Seite rechnete. Denn es wäre verständlich, daß er aus politischer Vorsicht jede Aussprache über eine englische Invasion vermied, um der britischen Presse nicht unnötigen Anlaß zur Debatte zu bieten. Sicher ist freilich nur, daß er — offiziell — die englische Feindschaft bei einem abermaligen deutsch-französischen Kriege, den er allein voraussetzte, niemals ernstlich befürchtete, wie wir aus seiner Stellung zum Helgolandproblem noch genauer ersehen werden...

Kehren wir zum Helgolandvertrage zurück, so nimmt es nach der geschilderten Stellung der führenden deutschen Politiker zur Frage eines deutsch-englischen Krieges nicht wunder, daß die Denkschrift

---

[1]) Gedanken und Erinnerungen (Neue große Ausgabe) II 19, 31 ff. Poschinger, Deutsche Revue 1910 III 168 ff. Hofmann, a. a. O. II 68, 309 ff.

Digitized by Google

Caprivis weniger strategisch-politische als national-sentimentalische Gesichtspunkte vorbrachte, um für das Abkommen Stimmung zu machen. Allein, die Regierung fand sich bitter getäuscht, wenn sie glaubte, die von Bismarck zur Realpolitik erzogene öffentliche Meinung würde durch den Hinweis gewonnen werden, daß die Erwerbung Helgolands, auf der einst Hoffmann von Fallersleben das deutsche Nationallied gedichtet hatte[1]), die Erfüllung eines alten nationalen Wunsches bedeute. Und doch sagte die Denkschrift die Wahrheit, wenn sie bemerkte, daß seit Menschenaltern Deutsche aller Stämme es schmerzlich empfunden hätten, „daß unmittelbar vor der Mündung der Elbe, der Weser und der Jade ein fremdes Reich Herr deutschen Landes war und daß ein deutscher Stamm, von seinem Heimatlande losgerissen, trotz humanster Behandlung verkümmerte". Und sie hatte doppelt recht, wenn sie fortfuhr, daß dieses immer lebendige Gefühl seit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches zu einer Empfindlichkeit gesteigert worden sei, „deren öffentliche Erörterung, weil sie schmerzlich berührte, ängstlich vermieden wurde." War es doch unvergessen, daß am 4. Juni 1849 ein deutsches Seegefecht gegen Dänemark durch englischen Einspruch verhindert werden konnte. Noch eindringlicher haftete im Gedächtnis der Nation die peinliche Erinnerung des 9. Mai 1864. Damals bot die englische Insel Helgoland ihren früheren Besitzern, den Dänen, im Kampfe mit Deutschland und Österreich einen so wirksamen Rückhalt gegen die Operationen des Tegethoffschen Geschwaders, daß dieses sich eine in England vielbejubelte Schlappe zuziehen konnte. Am nachhaltigsten aber wirkten die Lehren des Jahres 1870/71, in dem England während des deutsch-französischen Krieges Frankreich den Aufenthalt nahe der vor Wind und Wetter schützenden Felseninsel gestattete, wodurch es der französischen Flotte ebenso wertvolle „Sympathien" bewies, wie der französischen Armee durch seine beständigen Munitions- und Pferdelieferungen.

Es war darum nur erklärlich, wenn während des Friedensverhandlungen von 1871 Stimmen auftauchten, die auf die Bedeutung der Insel hinwiesen. Ob sie bei Bismarck Beachtung fanden, ist nicht bekannt, aber fraglich, da an eine Herausgabe der Insel kaum zu denken war, nachdem die Engländer ihren Wert in deutschfeindlicher Hinsicht eben erst erprobt hatten, und da eine Kompensation für Helgoland weder in materieller noch ideeller Beziehung verfügbar gewesen sein dürfte. Dagegen sollte sich bald darauf Veranlassung zu Verhandlungen über eine Abtretung Helgolands bieten. „Die Akten des Auswärtigen Amtes

[1]) Vergl. A. Matthias, der Dichter von „Deutschland, Deutschland über alles", Berliner Tageblatt Nr. 32 v. 18. Januar 1915.

Digitized by Google

geben Zeugnis von den zahlreichen Gesuchen und Vorschlägen, welche seit den siebziger Jahren über die Wiedererwerbung von Helgoland gemacht wurden; die öffentliche Meinung beschäftigte sich von Zeit zu Zeit in Deutschland und England mit der Frage nach der Abtretung der Insel an das Reich, und letztere ist wiederholentlich Gegenstand ernster Erörterungen innerhalb der deutschen Regierung gewesen". Was hier mit dürren Worten die Caprivische Denkschrift verrät, bestätigt auch der entlassene Fürst Bismarck, als er in einem Gespräch über den Helgolandvertrag die Bemerkung fallen ließ: „Schon zu meinen Zeiten schwebten Verhandlungen über die Gewinnung Helgolands; das Opfer, das die Engländer dafür forderten, war mir aber zu groß[1])."

Betrachten wir zunächst diese Verhandlungen, soweit sie bekannt geworden sind!

Im Frühjahr 1873, zur Zeit des „Dreikaiserverhältnisses", als Bismarck gegen das revancheluſtige Frankreich starke Gegengewichte zu errichten begann und zu diesem Zweck auch die englische Freundschaft gegen den „gemeinsamen Feind" unter Beibehaltung des Ostbundes in Erwägung zog, taucht, soviel wir heute sehen, der Plan einer Erwerbung der Insel zum ersten Male auf. Bismarck besprach mit dem britischen Botschafter in Berlin die Vorteile einer Politik, welche dieser „von der kaiserlichen Familie bis zu dem Mann auf der Straße" durch „vermehrte Herzlichkeit und Artigkeit befürwortet" glaubte. Dabei fiel von seiten Bismarcks das Wort: Frankreich habe Deutschland nichts zu bieten, Großbritannien aber könne ihm Helgoland darbringen. Gladstones auswärtiger Minister, Lord Granville, erkundigte sich darauf sofort in fachmännischen — militärischen und marinetechnischen — Kreisen nach dem Werte Helgolands, wurde aber von der Admiralität bedeutet, in die Abtretung der Insel nicht zu willigen, da sie eine evidente Unterwerfung unter Bismarcks Autorität bezeichnen werde[2]). Allein, vermutlich waren jene Verhandlungen nur tastend, und sicherlich wurden sie bald abgebrochen und auf lange Zeit hinaus vertagt.

Während der Verhandlungen über den Zollanschluß der Hansestädte, zu Beginn der achtziger Jahre, nahm sich die Presse, vielleicht auf amtlichen Wink, der Frage einer Erwerbung Helgolands von neuem an. Mit dem Gespenst des Nordostseekanals außer ihrer Sphäre suchte man einen Druck auf die widerwilligen Seestädte auszuüben, wobei

---

[1]) E. Wolf, Vom Fürsten Bismarck, Seite 51.

[2]) Nach dem Bericht von Lord Edmond Fitzmaurice, The life of Lord Granville II 113.

Digitized by Google

man auch die später wiederkehrenden Argumente für eine englische Abtretung der Insel Helgoland anführte: daß sie für Deutschland zur Sicherung seiner Küsten wichtig, für England aber wertlos sei. Sobald indes der erwünschte handelspolitische Erfolg in Hamburg, Bremen und Lübeck erreicht war, verstummte der Blätterwald wieder; und das berechtigt wohl zu der Annahme, daß damals eine ernstere Absicht auf Helgoland bei Bismarck garnicht vorgelegen hat.

Den Auftakt zu greifbareren Verhandlungen über eine etwaige Erwerbung der Insel bildet erst eine Briefstelle aus dem Frühjahr 1884. Damals schrieb (am 15. Mai) der deutsche Botschafter Graf Münster-Derneburg, der „aus Tradition und Liebe zu England" Zeit seines Lebens nicht an den kolonialpolitischen Beruf Deutschlands glauben mochte[1]), an seinen Freund und Landsmann Rudolf von Bennigsen: Deutschland solle lieber erst vor der eigenen Türe kehren, Ost- und Nordsee verbinden und — Helgoland erwerben. Am 17. Mai nahm, wie uns die Denkwürdigkeiten Granvilles[2]) bezeugen, der Gedanke deutlichere Gestalt an. Münster sondierte auf Bismarcks Befehl vertraulich und nach seiner Art ängstlich und etwas plump-vorsichtig, bei Granville, ob England geneigt sei, die Insel an Deutschland abzutreten. Er erklärte: Bismarck beabsichtige einen Kanal in die Ostsee zu stechen, der für die ganze Welt von größtem kommerziellen Werte sein werde, brauche aber als Schlüssel zu diesem Plane Helgoland, das einen Zufluchtshafen erhalten müsse, dessen Kosten er — England nicht zumuten könne; diesem Lande würden vor allem die Vorteile einer Abtretung zugute kommen, während es aus Helgolands Besitz bisher nur wenig Nutzen gezogen habe; als größtes Seevolk der Welt werde es von der freien Benutzung von Hafen und Kanal, die Deutschland garantiere, den größten Gewinn haben und dabei die guten Beziehungen zu Deutschland außerordentlich stärken und die geringe Möglichkeit eines deutschen Krieges gegen England völlig beseitigen! Schon damals bemerkte Granville zu diesem schlau eingefädelten Handel: auch die Abtretung Gibraltars würde die guten Beziehungen Englands zu Spanien stärken. Allein, Münster lehnte diesen Vergleich als unzutreffend ab.

Leider lassen uns die Granvilleschen Denkwürdigkeiten im Zweifel, ob der Ursprung dieser Verhandlungen im Zusammenhang mit der deutschen Kolonialpolitik oder der englisch-ägyptischen Finanzmisere auftrat. Es bleiben daher die Fragen offen: Hatte Bismarck seit 1884

---

[1]) H. Oncken, R. v. Bennigsen II 510, 519, 634. Brauer-Marcks-Müller, Erinnerungen an Bismarck, Seite 9.

[2]) a. a. O. II 351, 361.

Digitized by Google

Helgoland als Kompensation für die Anerkennung der damals noch sehr unsicheren Stellung Englands in Ägypten im Auge? Forderte er die Insel als Morgengabe für eine (von Gladstone und Granville abgelehnte) deutsch-englische Entente über koloniale Streitfragen, bei der er die diplomatische Unterstützung britischer Interessen in aller Welt als Gegenleistung versprach? Oder wünschte er Helgoland als Äquivalent für die Abtretung der eben erst begründeten Kolonie Angra Pequena (im heutigen Südwest), deren Erwerbung in England so viel böses Blut gemacht und deren Austausch bei den meisten Deutschen damals — dank der parteipolitischen Beurteilung der Bismarckischen Kolonialpolitik[1]) — wohl keinen ernsten Widerstand erfahren haben würde? Bismarcks spätere Erzählung vom 25. September 1884, daß ihm von mancher Seite, und zwar von „sehr klugen Leuten", geraten worden sei, Angra Pequena den Engländern als Tauschobjekt für Helgoland zu überlassen[2]), könnte diese letzte Annahme einigermaßen stützen, wenn man voraussetzt, daß Bismarck solchen Strömungen einen Augenblick nachgab und daß er erst während der Verhandlungen mit England den Wert von Südwestafrika anders beurteilen lernte.

Wie dem aber auch sei — als Granville die Anfrage für unpassend erachtete, in einem Moment, da England in den ägyptischen Finanzschwierigkeiten Deutschlands Hilfe erwartete, da wies Münster jeden Hintergedanken eifrig zurück. In Wahrheit mußte Bismarck natürlich versuchen, Englands Verlegenheiten zur möglichst wohlfeilen Erwerbung der Insel ebenso auszunützen, wie er sie für seine ganze Kolonialpolitik meisterhaft zu verwerten verstand[3]). Gladstone und Granville aber kamen überein, die Sache dilatorisch zu behandeln, um so bei dem drohenden Handel noch den größtmöglichen Gewinn herauszuschlagen. Als aber ihr Entgegenkommen mit den politischen Verlegenheiten Englands wuchs, indem sie unausgesprochene oder unverbindliche Hoffnungen auf den Erwerb der Insel erweckten, da brach Bismarck die Verhandlungen ab in der instinktiven Erkenntnis für den daraus sprechenden Geschäftsgeist, der auch in Zeiten der Gefahr noch immer mit dem Austausch von Werten zögerte, von denen er doch den herauszugebenden zweifellos gering achtete. Wenn wirklich erst jetzt, so gingen dem Kanzler nunmehr sicherlich die Augen auf, daß Südwestafrika wertvoller sein müsse, als die danach lüsterne öffentliche Meinung Englands den in überseeischen Dingen damals noch so un-

[1]) Vgl. meine Ausführungen über Freisinnige und Zentrumskolonialpolitik unter Bismarck, Grenzboten 1913 III 193 ff und 262 ff.

[2]) Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III 150.

[3]) Über Bismarcks Ägyptenpolitik und ihre Rückwirkungen auf seine Kolonialpolitik vgl. meine Schrift „England und Ägypten", Seite 21 ff., 35 ff., 61 ff.

Digitized by Google

erfahrenen deutschen Kontinentalpolitikern vorzuspiegeln suchte. Bismarck verbot wohl jetzt geradezu seinen Londoner Diplomaten — wahrscheinlich auf privatem Wege: Herbert Bismarck war damals Münsters Attaché! — diese Frage weiter zu erörtern. Wenigstens wartete Granville vergebens auf neue Sondierungen, wagte aber nicht, Münster gegenüber selbst darauf zurückzukommen, um nicht den Schein zu erwecken, als habe England den Vorteil von dem strittigen Tausch. Jedenfalls begriff er dessen Schweigen nicht; hielt er doch mit Gladstone die Erwerbung Helgolands für den Lieblingswunsch des Kanzlers und seine ganze Kolonialpolitik nur für ein schlaues Manöver zur günstigen Beeinflussung der Reichstagswahlen, das nach gutem Erfolge im Sande verlaufen und mit Helgolands Besitz sich bescheiden werde! In seiner geheimen Korrespondenz gestand er, daß ihm Helgoland bei Englands verzweifelter äußerer und innerer Lage als ein nicht zu hoher Preis erscheine, wenn dafür auch nur eine völlig befriedigende Lösung der ägyptischen Finanzmisere erreicht würde[1]). Allerdings zweifelte er immer wieder, ob eine Toryregierung eine solche Abtretung nicht eher wagen dürfe, als das wenig populäre Kabinett Gladstone, obwohl auch er von dem geringen Werte Helgolands fraglos überzeugt war.

Erst im Januar 1885, als die Spannung zwischen Deutschland und England wegen der Erwerbung Neuguineas auf ihrem Höhepunkt anlangte und die politischen Schwierigkeiten Englands in Ägypten, Afghanistan und Irland unangenehm vermehrte, ließ Bismarck noch einmal wegen Helgoland sondieren, indem er direkt das Zustandekommen eines ägyptischen Finanzarrangements in Aussicht stellte. Er wurde dazu vermutlich durch die Vorschläge der englischen Presse und Unterhauspolitiker bestimmt, die Ende 1884 einen Verzicht Deutschlands auf Neuguinea mit Helgoland bezahlt wissen wollten. Wie weit die britische Regierung diesen Erörterungen nahestand, ist unsicher. Jedenfalls zeigte sich Granville geneigt, das Kabinett entsprechend zu beeinflussen, wenn sich die beiden Regierungen zuvor über — Ägypten und die Kolonien verständigt hätten. Was unter dieser Bedingung verstanden war, wissen wir nicht. Vermutlich trug sie den australischen Wünschen nach einer Preisgabe der deutschen Kolonisationsbestrebungen in der Südsee Rechnung, und natürlich war eine solche Forderung für Bismarck unannehmbar. Denn Münster kam auch diesmal nicht auf die Frage zurück, um erfahren zu können, was sich Granville schon klug zurechtgelegt hatte: daß er die Sache mit Gladstone besprochen habe und daß beide vereinbart hätten, daß sie der Last der

[1]) Fitzmaurice, Granville II 363.

Digitized by Google

inneren Reform und der ägyptischen Frage nicht noch einen Gegenstand hinzufügen dürften, der viel Diskussion verursachen werde; daß sie aber, wenn die Frage aktuell werden sollte, geneigt seien, ihr freundliche Erwägung zu geben, und daß sie dann bereit sein würden, „das Kabinett zu bitten, in eine wohlwollende Erörterung des vorgeschlagenen Planes und der damit zusammenhängenden Bedingungen einzutreten!“

Bismarck schwieg, aber auf englischer Seite wurde die Frage weiter erörtert. Mag auch der Antrag des unabhängigen Konservativen John Gorst im Unterhause (31. März 1885) auf Abtretung der Insel, die für England wertlos sei, wie man gemeint hat[1]), ein auf die britische öffentliche Meinung berechneter Fühler gewesen sein, so bleibt doch die nach der mitgeteilten Privatmeinung Gladstones und Granvilles verständliche offizielle Antwort des Unterstaatssekretärs Fitzmaurice maßgebend. Danach wollte man in Down Street den Bewohnern der Insel nach deren geographischer Lage noch eher dänische als deutsche Sympathien zutrauen; zudem behauptete man, deutsche Wünsche bezüglich der Erwerbung Helgolands nicht zu kennen; endlich erklärte man eine Abtretung der Insel auch im Interesse der Nordseefischerei für nachteilig. Als am 6. September 1887 die Abergabe im Unterhause wiederum angeregt wurde, betonte der Kolonialsekretär Holland, er habe keinen Grund, zu glauben, daß Deutschland dieselbe wünsche, weil er nie gehört habe, daß es in dem englischen Besitz der Insel eine Drohung gegen sich erblicke.

Daß dies nur offiziöse Ausreden waren, ist sonnenklar. Es war eben nicht anders: das Unglück in der ägyptischen und afghanischen Frage, das die liberalen Minister auf Bismarcks feindselige Haltung schoben, dazu die Schwierigkeiten mit Irland raubten dem Gladstoneschen Gouvernement diejenige innerpolitische Autorität, deren es nach Granvilles Meinung bedurfte, um Konzessionen an das Ausland machen zu können. Bewußt überließen die Liberalen daher die Lösung der Frage einer kommenden Toryregierung, die nach Granvilles Ansicht der britischen Nation die Abtretung Helgolands allein plausibel machen könne.

Aber auch auf deutscher Seite wurde die Erwerbung vor Bismarcks Entlassung im Auswärtigen Amte noch einmal erwogen. Der Reichstagsabgeordnete Kalle fragte daselbst an[2]), ob eine Resolution im Reichstage, die England die wahre Stimmung des deutschen Volkes in dieser Frage offenbaren solle, die Billigung der Regierung haben würde. Schon vorher hatte er sich des lebhaftesten Interesses und Ver-

[1]) Oncken, Bennigsen II 520.

[2]) Vgl. W. Müller, Politische Geschichte der Gegenwart XXIV 105 f.

Digitized by Google

ständnisses bei dem Chef der Admiralität von Caprivi versichert. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herbert Bismarck, aber gab schließlich im väterlichen Namen den Bescheid: die Erwerbung, ein alter Wunsch des Prinzen Wilhelm, sei schon lange geplant, die derzeitige Lage der englischen Regierung aber lasse es nicht als erwünscht erscheinen, eine Frage anzuregen, die unzweifelhaft von der dortigen Opposition ausgebeutet werden würde. Sobald die Verhältnisse günstiger wären und man einen geeigneten Ausgleichspunkt gefunden hätte, werde man aber wieder vorgehen.

Vergleichen wir mit diesen historischen Tatsachen die spätere Stellung Bismarcks[1]) zum Helgolandproblem, so fällt zunächst auf, daß alle öffentlichen Kundgebungen des entlassenen Kanzlers, zuletzt auch die uns vorliegenden zwei Bände seiner „Gedanken und Erinnerungen", darüber absolutes Stillschweigen bewahren. Und doch wäre bei Besprechung der Vorgeschichte des Nordostseekanals und der Bedeutung der Helgolanderwerbung gerade hier, wo der Historiker Bismarck nach seinem Tode zum deutschen Volke sprechen will, die Gelegenheit zur Erwähnung der Präliminarien des Helgolandvertrages geboten gewesen. Bismarck aber vermied es offenbar wegen des Widerspruchs, der sich zu seiner nachamtlichen Kritik des Vertrages ergeben mußte, wie so manchmal bei zweifelhaften Problemen[2]), auf seine amtliche Stellung zur Frage zurückzukommen. Wahrscheinlich überging er seine amtlichen Bemühungen um Erfüllung des patriotischen Wunsches nach Einverleibung der vorgelagerten Insel ins neue Reich auch deshalb vollständig, weil er im Alter von der realpolitischen Höhe seiner Erfahrungen auf die Verfolgung national-sentimentaler Gesichtspunkte, wie sie bei der Helgolandfrage unzweifelhaft eine gewisse Rolle spielten, mit Geringschätzung herabsah. Auch wollte Bismarck nicht „Mehrer des Reiches" im Sinne des neuen Kurses sein, der einen „Felsen", wie er sich respektlos ausdrückte, um einen ihm unverhältnismäßig hoch dünkenden Preis einhandelte. Einem Interviewer deutete er an, daß Helgoland — „mußte man es durchaus besitzen: es war der Wille des Kaisers" — wohlfeiler zu haben gewesen sei. Gelegentlich äußerte er auch, daß er dafür vielleicht Englands tatsächliche Machtstellung in Ägypten,

[1]) Vgl. zu den im Folgenden verwerteten Bismarckzitaten: Gedanken und Erinnerungen (Neue große Ausgabe) II 34 f. Busch, Tagebuchblätter III 311. Poschinger, Tischgespräche I 229, 331, II 386. Wolf, Vom Fürsten Bismarck 50 ff. Günther, Rohlfs 347. Hofmann I 168 ff., 264 ff., 278 ff., 315, 320, 324 ff. Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung I 110 f., 128, 357 ff., III 244, IV 206, 232 f.

[2]) Z. B. in der vielbesprochenen Frage seines Staatsstreichplanes, vgl. jetzt Delbrück, Bismarcks Erbe, Seite 110 und meine Darstellung des Problems, Grenzboten 1914 I 198 ff.

Digitized by Google

an der er nichts ändern konnte und wollte, anerkannt hätte: eine Bemerkung, die wir im Verlauf dieser Untersuchung bereits bestätigt gefunden haben. Sicherlich aber wird man aus Bismarcks Stellung zur Helgolandfrage nach keiner Seite zu viel beweisen dürfen. Sehen wir doch heute seine ursprüngliche Absicht einer Erwerbung der Insel nicht recht ein, wenn wir sie mit den vom Standpunkt seiner europäischen Politik durchaus stichhaltigen Gründen gegen dieselbe vergleichen, wie er sie seit 1890 vertrat!

Bismarck erklärte damals, daß er nie seine Einwilligung zum „trostlosen" Helgolandvertrage gegeben hätte, weil er nie ein Opfer für Helgoland gebracht haben würde. Den Wert der Insel schätzte er dabei ungerecht niedrig ein; sie sei mehr in der Phantasie als vor dem überlegenden Verstande (!) ein Aquivalent, ihre Wiedererwerbung habe freilich immer zu den Desiderien deutscher Patrioten und zu den Lieblingswünschen unseres Kaisers, schon als Prinzen, gehört und über den Preis solcher nationalen Forderungen (setzte er ironisch hinzu) könne man ja streiten. Jedenfalls sei es „roter, weicher Sandstein, den man mit weittragenden Marinegeschützen zusammenschießen" könne.

Bei dieser Geringschätzung ging Bismarck von der Annahme aus, daß die Deckung Helgolands durch die englische Neutralität, die er unbedingt voraussetzte, in einem Kriege mit Frankreich, den er dabei allein berechnete, für Deutschland nützlicher sei, als der Eigenbesitz der bis dahin neutralen Insel; denn dieser bedeute in einem Kriege — er betont immer nur mit Frankreich — eher eine gefährliche Last und Schwächung als die erforderliche Stütze und Stärkung für Deutschland, da er zu einem bedrohlichen Angriffspunkt gemacht werden könne, infolgedessen „außerordentlicher" Befestigungen zu seiner Verteidigung und Behauptung bedürfe. Dabei glaubte er, daß keine Kunst die Insel stark genug machen könne gegen die zerstörende Macht moderner Geschütze. Noch in seinen „Gedanken und Erinnerungen" vertrat er die Ansicht, daß bei einer — französischen — Blockade der Nordostseekanal die Küstenverteidigung hinreichend gewährleisten würde und daß die britische Neutralität ohne Anstrengung Frankreich verhindern würde, Helgoland zu seinem Flottenstützpunkt und Kohlendepot zu machen: mit dem Erfolg, daß Frankreich seine überlegene Flotte in Nord- und Ostsee nicht lange halten könne und seine Kriegführung zur See durch den Umstand sehr verteuern würde, daß es zur Kohlenbeschaffung für kurze Zeit immer wieder nach französischen Häfen zurückkehren oder eine große Anzahl von Frachtschiffen beschäftigen müsse.

Nach alledem erhebt sich die Frage: War es wirklich nur Opposition gegen den „neuen Kurs", daß Bismarck den Wert Helgolands so offensichtlich geringschätzte? Oder war es die Folge von Erfah-

Digitized by Google

rungen, die er bei früheren Verhandlungen mit England gemacht hatte? Zweifelhaft scheint es auf jeden Fall, daß Bismarck den Besitz Helgolands aus Landesverteidigungsgründen für unerläßlich hielt. Und darum wird man gewiß seine Bemühungen um die Erwerbung Helgolands, die erst später vorteilhaft geworden ist, als weitausschauende Politik nicht veranschlagen dürfen. Denn der Kanzler verzichtete gern bis zu anderer Gelegenheit auf eine Erwerbung, die ihm nicht dringlich und jedes Preises würdig schien. Auch er sah den Wert Helgolands als Verteidigungsposten gegen einen möglichen britischen Angriff nicht voraus; denn er hielt einen solchen während seiner Kanzlerschaft nicht für drohend. Nur als Schlüssel zum Nordostseekanal beabsichtigte er die Erwerbung. Als diese fehlschlug, überließ er den Plan den weiten Zukunftsmöglichkeiten, in denen er wahrscheinlich versunken wäre, wenn ihn der neue Kurs nicht bald nach Bismarcks Sturz wieder aufgegriffen und schnell verwirklicht hätte.

Digitized by Google

IV. Die Haltung der öffentlichen Meinung

Die öffentliche Meinung achtete freilich nicht auf jene in der Capriviſchen Denkſchrift nur erſt angedeuteten hiſtoriſchen Reminiszenzen. Sie hielt ſich vielmehr an die „Tatſachen“ und wog darum die Verluſte gegen den Gewinn ab, den ſie in Afrika nicht erkennen konnte, weil die „berufenen“ Kritiker des Vertrages, die das Ohr der „Patrioten“ hatten, mit ihren übertriebenen Klagen über die Vernichtung von „Wißmanns und ſeiner Helden“ Werk, lange Zeit eine Freude über die Abrundung und Abgrenzung unſeres Kolonialbeſitzes nicht aufkommen ließen, obwohl dieſe ſogar in einer Reſolution der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft anerkannt wurde. Bekannte doch Peters noch unlängſt, daß der Helgolandvertrag vom kolonialpolitiſchen Standpunkte das Verdammungsurteil über Deutſch-Oſtafrika geſprochen habe, wenn er auch die Frage offen ließ, ob der Preis von „Sanſibar, Witu und Uganda“ für die Erwerbung Helgolands durch die inzwiſchen veränderte Weltlage nicht vielleicht doch als gerechtfertigt erſcheinen könnte[1]).

Im Jahre 1890 blieb ſelbſt der weithin ſichtbare Erwerb der Inſel Helgoland nach der erſten freudigen Überraſchung ohne tieferen Eindruck, weil die weltgeſchichtlichen Folgen dieſer Erwerbung nicht von ferne geahnt wurden und bei dem Mangel an Einſicht in den weltpolitiſch gerichteten Kurs der jungwilhelminiſchen Regierung[2]), der Deutſchland zu der monopoliſtiſchen Seeherrſchaft Englands in Gegenſatz verwickeln mußte, auch nicht geahnt werden konnte. Erſt als Helgoland zum Stützpunkt unſerer maritimen Streitkräfte in der Nordſee und zu einer ſtark armierten, unangreifbaren Seefeſtung ausgebaut wurde, als es ſich immer deutlicher zum Wahrzeichen deutſcher Weltpolitik und zur Wacht gegen England auswuchs, da ſchlug auch die Stimmung im Gefolge des wachſenden deutſch-engliſchen Gegenſatzes immer mehr zugunſten der vielumſtrittenen Inſel um — bis eine demokratiſche Zeitung, die in der Beurteilung kolonialer Verhältniſſe natür-

[1]) Gründung von Deutſch-Oſtafrika 262.

[2]) Es ſei nur nebenbei bemerkt, daß damals auch die türkenfreundliche Erhaltungspolitik Deutſchlands proklamiert wurde, die ſich beſonders in dem gleichzeitigen Beginn der Bagdadbahn dokumentierte.

Digitized by Google

lich nicht kompetent ist, in den Tagen des 25jährigen Jubiläums der deutschen Kolonialpolitik das Kind mit dem Bade ausschüttete, indem sie mit Variierung eines viel mißbrauchten Capriviſchen Ausspruches „die einzig greifbare Frucht unserer Kolonialpolitik" in der Erwerbung Helgolands erblickte, „bei deren Eintausch wir Gott sei Dank wenigstens einen großen Fetzen Afrikas losgeworden sind".

Dagegen war, als der Helgolandvertrag im Sommer 1890 bekannt wurde, die Stellung der öffentlichen Meinung in den beteiligten Ländern eine grundverschiedene. Während man in England über den Verlust der „sentimentalen" Insel den Gewinn in Afrika übertrieb, war es in Deutschland gerade umgekehrt. Wohl erhoben sich von kundiger Seite auch in der Presse beider Länder Bedenken und Widerspruch gegen die übliche Geringschätzung der Insel Helgoland. Namentlich in England war man freimütig genug, zu betonen, daß das Eiland für Deutschland bei einem etwaigen Kampfe mit England von größter Bedeutung werden könne. Autoritäten wie der ehemalige Gouverneur von Helgoland meinten, durch eine Ausgabe von einer Million Pfund könne die Insel in ein Gibraltar der Nordsee verwandelt werden, das dann die Mündung der Elbe und Weser völlig beherrschen müsse. General Clarke sah schon die Zeit kommen, da der deutsche „Elefant" auch noch die Rolle des „Walfisches" übernehmen werde; er erblickte in Helgoland keinen geographischen Begriff, sondern eine See- und Kolonialmacht, deren Auslieferung auch die Operationen der französischen Flotte neutralisieren müsse. Im Unterhause endlich opponierte man heftig gegen die Preisgabe Helgolands. Sie erschien den Abgeordneten militärisch wie politisch als ein Nachteil, weil England damit im Kriege wie im Frieden ein Mittel zur Niederhaltung der deutschen Kraft aus der Hand gegeben hatte. Man perhorreszierte außerdem die etwaigen politischen Konsequenzen des ganzen Vertrages, weil man in einer Annäherung Englands an Deutschland einen Bruch mit der Politik der freien Hand erblickte, die England so lange die Vorteile einer „splendid isolation" ermöglicht hatte. Man lehnte darum nicht nur die Vorlage betreffs Streichung des Gehaltes für den Posten des Helgoländer Gouverneurs ab, der nach Ansicht der Regierung für diesen zwar eine nette Sinekure, für England aber nur eine „unnütze und schäbige" Belastung des Budgets bilde; man verwarf vielmehr auch die Vorlage betreffs Abtretung der Insel selbst, und zwar mit der schon von Granville gebrauchten „Begründung": notwendige Konsequenz dieses Antrages wäre, auch die Inseln des Kanals an Frankreich und Gibraltar an Spanien abzutreten.

Diese Haltung der Opposition veranlaßte Lord Salisbury, die Stellung der Regierung zu verteidigen. Er erklärte, Helgoland sei 1814

Digitized by Google

— im Kieler Frieden — wahrscheinlich wegen der Nähe Hannovers, des Stammlandes der englischen Dynastie, beibehalten worden, obwohl die Regierung der im fortgesetzten Verfall begriffenen Insel niemals kommerziellen oder militärisch-strategischen Wert beigelegt habe, was schon aus der Tatsache hervorgehe, daß sie niemals einer Befestigung gewürdigt worden sei. In Kriegszeiten bedeute die Insel für England weiter nichts als eine schwere Vermehrung der Verantwortung: im Falle eines Krieges mit Deutschland würde dieses sofort eine Streitmacht nach England senden, bevor eine englische Ersatzflotte dort eingetroffen sei (man sieht freilich bei Berücksichtigung der Methoden britischer Kriegsüberfälle, für die die brutale Überrumpelung Kopenhagens und die darauffolgende „Erwerbung" Helgolands besonders bezeichnend ist, nicht ein warum); im Falle eines Krieges mit anderen Mächten aber müßte England eine bedeutende Flottenmacht vor Helgoland stationieren und sich durch diese Zersplitterung seiner Kräfte in Nachteil setzen. Die Abtretung der „sentimentalen" Insel entspreche daher den wahren Interessen Englands, zumal ein befriedigender Ersatz in der Ausdehnung des britischen Einflusses und der britischen Herrschaft an der Ostküste Afrikas gefunden sei.

Sobald dieser Ersatz durch die Veröffentlichung des Vertrages bekannt wurde, willigten denn auch beide Häuser des britischen Parlaments in die Abtretung Helgolands. An Stelle der ursprünglichen Verwunderung trat die allgemeine Freude über den vorteilhaften Tausch, und mit einem Schlage begann neben der unbedachten Unterschätzung der Insel Helgoland eine völlig unberechtigte Überschätzung der Insel Sansibar, in deren Besitz man eine Gewähr für die künftige Beherrschung der ostafrikanischen Küste „von Kapstadt bis Kairo" betrachtete. Kein Wunder, wenn selbst ein Marinesachverständiger wie Admiral Fremantle[1]) damals notierte, daß das Abkommen für England den wesentlichen Vorteil habe, wobei Fremantle allerdings richtig erkannte, daß dieser Vorteil nicht sosehr in Sansibar, sondern vor allem in Witu lag, das England als einen in seine afrikanischen Universalpläne hineingetriebenen Keil bisher bitter empfunden hatte. In Helgoland dagegen erkannte er keine Werte; die Abtretung an Deutschland war ihm „mehr Gefühlssache, sehr tief und praktisch auf Deutschlands Seite, aber rein empfindsam und ohne tatsächlichen Nutzen auf der unseren".

Entsprechend war das Urteil der englischen Presse, die fast durchweg ihre Zufriedenheit über die maßvolle deutsche Politik aussprach, weil eine koloniale Autorität wie Stanley, der Lord Salisbury beinahe überschwenglich zu dem Abschluß des deutsch-englischen Abkom-

[1]) E. R. Fremantle-Plüddemann, Fünfzig Jahre zur See, Seite 455.

Digitized by Google

mens beglückwünschte, den Wert der England zugesprochenen Insel Pemba bei Sansibar im Vergleich zu Helgoland für mehr als zehnmal so groß erklärt hatte, womit er seine Parabel vom Hosenknopf fast noch übertraf; denn gegenüber der Insel Pemba war ja das, was England im Helgolandvertrag an afrikanischen Macht- und Einflußsphären erhielt, doch nur ein verschwindender Teil! Trotzdem war Stanley bald wieder ungehalten, daß die „deutsche Großmut" — dank der früheren Petersschen Initiative — nicht auch den Kilimandscharo geopfert habe, „weil sich der deutsche Kaiser so lebhaft für die Flora und Fauna dieses Distriktes interessierte"[1]), während Stanleys Epigone, H. H. Johnston, den Helgolandvertrag auch später noch für „sehr verständig" erklärte, weil sich das nunmehr konsolidierte Ostafrika seither ohne Störungen habe entwickeln können[2]).

Eine weit geringere Einsicht bewiesen die deutschen Kritiker. Freilich sprachen sich auch in Deutschland vereinzelte Stimmen gegen die weitverbreitete Unterschätzung Helgolands aus, aber es gelang ihnen nicht, das Urteil der öffentlichen Meinung wesentlich zu beeinflussen. Mit solchem Erfolg führte z. B. Konteradmiral Werner damals aus, daß der Wert der Insel von ihrer zweckmäßigen Befestigung abhänge, daß eine solche jeder feindlichen Flotte die Möglichkeit nehmen würde, unter den Kanonen von Helgoland zu ankern und Kohlen zu nehmen, namentlich wenn die Helgoländer Abwehrgeschütze noch durch in der Nähe stationierte maritime Streitkräfte unterstützt würden. Und auch die in dem Ideenkreise Bismarckischer Politik lebenden „Hamburger Nachrichten" stimmten von dem in der Vertragsbegründung betonten Gesichtspunkte der Erhaltung guter Beziehungen zu England, die ihnen wichtiger erschien als ein auf Kosten derselben errungener „kleiner Triumph" in Afrika, dem Abkommen zu. Zur Bestätigung brachten sie das Gutachten eines Fachmannes, das — wie wir gesehen haben: ganz im ursprünglichen Sinne Bismarcks — Helgoland als Schlüssel zu den Wasserstraßen Jade, Elbe, Weser und daher als unschätzbaren Besitz für die Abwehr einer feindlichen Seemacht bezeichnete. Aber auch dagegen erhob sich alsbald selbst in Marinekreisen Widerspruch, der den Wert der Insel auf seine Bedeutung als Zufluchtshafen für eine deutsche Torpedoflotte zu reduzieren suchte.

Und damit kommen wir zu dem gewöhnlichen Urteil, das in Deutschland ebenso wie in England überwiegend vernichtend für Helgoland

[1]) Stanley, Mein Leben (Deutsch: München 1911) II 325 f. Peters, Gründung, Seite 132.

[2]) Johnston, Geschichte der Kolonisation Afrikas, Deutsch von M. v. Halfern, Seite 227.

Digitized by Google

ausfiel. In Deutschland betonte man namentlich die Bedrohung der Insel durch das gefräßige Meer, das ihr seit Jahrhunderten Boden abgewonnen hatte; aber man bedachte nicht, daß bei einer rationellen Befestigung auch die Naturgewalten durch die Mittel der modernen Technik zurückgehalten werden können[1]). Man erfand zudem die Legende, daß bei einem Inkrafttreten der Helgoländer Geschütze die Grundfesten der Felseninsel so sehr erschüttert werden würden, daß diese selbst versinken müsse, und was dergleichen Märchen mehr waren. Vor allem aber: man sah den Zukunftswert der Erwerbung nicht, und man glaubte darum allgemein an eine billige Abfindung für große afrikanische Verluste. Man sprach daher von Schmach und Schande, von einem neuen Olmütz, und man richtete Massenpetitionen an den Reichstag, die auf eine Rückgängigmachung des Vertrages abzielten.

Damals wurde gleichsam als Abwehrmaßregel gegen künftige Vorkommnisse dieser Art unter dem Vorsitz von Carl Peters der Alldeutsche Verband begründet; man wird aber zweifeln dürfen, ob er die Berechtigung seiner Geburt mit der Tatsache des Helgolandvertrages noch heute nachzuweisen versuchen möchte[2]). Die erfolgreichen Bemühungen dieser Vereinigung unentwegter Patrioten um die Förderung des kolonialen und vor allem des Flottengedankens sollen nicht geleugnet, ihre Verdienste um die Stärkung des Nationalbewußtseins und ihre dauernde Warnung vor einer feindlichen Bedrohung Deutschlands nicht geschmälert werden. Auch ihr ständiger Hinweis auf den eigentlichen Feind der deutschen Entwicklung, auf England, mag anerkannt bleiben, obwohl diese alldeutsche Frontstellung den Interessenkampf zwischen Deutschland und England unnötig verschärft und verbittert und so das Mißtrauen Englands trotz der ehrlichen Verständigungsbestrebungen unserer Regierung dauernd wachgehalten hat. Dagegen kann der Nachweis der Notwendigkeit der alldeutschen Gründung, die einer „schlappen“ auswärtigen Politik vorbeugen und einer kraftvollen Bismarckischen Küraffierstiefelpolitik[3]) zum Siege verhelfen wollte, weder durch die Geschichte des Verbandes noch durch die Ursache seiner Entstehung erbracht werden. Denn diese Ursache, der Helgolandvertrag, bildete ja gerade einen Markstein zur Verwirklichung des alldeutschen

[1]) Vgl. Brohm, Helgoland in Geschichte und Sage; seine nachweisbaren Landverluste und seine Erhaltung, Cuxhaven 1907.

[2]) In seinem Rechenschaftsbericht „Zwanzig Jahre alldeutscher Arbeit und Kämpfe“ (Leipzig 1910) vermeidet der Verband bezeichnenderweise jegliche Erörterung über den Zusammenhang seiner Gründung mit dem Helgolandvertrag.

[3]) Über den historischen, politischen und psychologischen Irrtum dieser Forderung vgl. meinen Aufsatz „Die Nachfolge Bismarcks“ in Grenzboten 1915 II 165 ff.

Digitized by Google

Weltmachtwillens, wenn auch einen solideren Grundstein für deutsche Weltpolitik, als ihn die alldeutschen Romantiker mit ihrer unhistorischen Denkrichtung und ihrer unpolitischen Ignorierung der unerschütterlichen Grundlagen unserer geographischen Lage jemals aufzurichten vermocht hätten. Es bedarf keines Beweises, daß es ohne Helgoland keine deutsche Weltpolitik geben konnte, es sei denn eine Kolonialpolitik nach Art der portugiesischen, die eine Konkurrenz mit der englischen niemals anstreben durfte. Es ist aber zweifellos, daß deutsche Weltpolitik auch ohne Witu, Sansibar oder Walfischbai möglich war und daß sie auch ohne die alldeutschen Eroberungspläne in aller Welt vorwärts kam, obwohl oder vielmehr gerade weil man jahrzehntelang in Fortsetzung wahrhaft Bismarckischer Staatskunst den Weltfrieden höher erachtete als einen Weltkrieg, dessen Ergebnisse auch auf kolonialem Gebiete zum mindesten strittig sind. Indem dies alles jene Männer verkannten, als sie sich unter der Parole „mehr Schneid" zu einer patriotischen Fronde gegen die Regierung vereinigten, bewiesen sie ebensowenig politische Einsicht wie mit ihrer seitherigen Stellung zu den auswärtigen Fragen, durch die sie unseren Feinden nur die erwünschten Waffen ausliefern sollten zur Vergiftung der öffentlichen Meinung beider Hemisphären, deren Resultat der Ausbruch und Verlauf unseres Krieges in erschreckender Weise offenbart hat[1]).

Von den Klagen der alldeutschen Politiker unterscheiden sich andere deutsche Kritiker des Helgolandvertrages, die ihre junge Regierung vor dem Ausland nicht völlig desavouieren wollten, nur in der Form. Dem Inhalt nach aber deckte sich ihre Beurteilung mit der der Alldeutschen, weil die Erkenntnis des Wertes von Helgoland nirgendwo festeren Boden gewann und die afrikanischen Kompensationen infolgedessen im Mittelpunkte der Betrachtungen blieben.

Eine wenig erfreuliche Ausnahme machte nur die sozialdemokratische und freisinnige Presse; sie vertrat den Kolonialpessimismus und war in ihrer Haltung typisch für die damalige Stellung ihrer Parteien zur Kolonialpolitik, d. h. sie blieb entweder indifferent oder sie lobte den Vertrag in ihrer durch parlamentarische Hoffnungen getrübten Anglomanie, die den — vermeintlichen — Triumph Englands begrüßte, weil sie des durch den Weltkrieg wohl genügend widerlegten Glaubens war, daß am englischen Wesen noch einmal die Welt genesen werde.

Wie sehr sich, im Gegensatz zu diesen wenig beachtenswerten libe-

[1]) Wie sehr die weltpolitischen Ansichten des Alldeutschen Verbandes und seiner Presse das politische Antlitz Deutschlands im Ausland von jeher verfälscht haben, läßt sich auch bei der ausländischen Geschichtschreibung erkennen, vgl. z. B. meine Besprechung eines französischen Geschichtswerkes über den deutsch-englischen Gegensatz: Zeitschrift für Politik IV (1911), Seite 624 ff.

Digitized by Google

ralen Verteidigern des Vertrages, auch verständige und maßvolle Politiker, die sich gewöhnlich unabhängig von der Tagesmeinung ihr Urteil zu bilden suchten, über die Tragweite unseres Abkommens getäuscht haben, mögen einige Beispiele erläutern. Ein zuverlässiger Chronist jener Tage, der Tübinger Historiker Wilhelm Müller[1]), schrieb in seinem Jahresbericht: England habe bei diesem und den anschließenden Abkommen die Rolle eines Großherrn gespielt, „der bei einem Gang durch den dunklen Erdteil unter seinen Geschäftsfreunden Gnaden austeilt, unter Umständen auch Püffe, falls der kleine Mann es an dem nötigen Respekt fehlen läßt." Ein so bedeutender politischer Kopf wie Constantin Rößler, der ebenfalls den Wert Helgolands nicht sonderlich hoch einschätzte, kam in einem Referat der „Preußischen Jahrbücher"[2]) zu dem Schluß: die deutsche Resignation in Afrika bewirke vielleicht für Deutschland ein damnum cessans, aber nimmermehr ein lucrum emergens. Und Gustav Freytag[3]) schrieb damals, daß er über den deutsch-englischen Vertrag keine eigene Meinung gewinnen könne, daß er aber ungern auf die Mahnungen des Verstandes höre, der zur Bescheidenheit rate. Weiterhin bekannte er, daß er nicht verstehe, was wir mit Helgoland machen sollten, weil ihm eine Befestigung bei dem geringen Umfang der Insel schwierig und die militärische Bedeutung Helgolands unbegreiflich erschien. Endlich äußerte der hochverdiente Kolonialpolitiker und Missionsinspektor Friedrich Fabri in einem Vortrag bei der Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft in Köln am 2. Juli 1890, man müsse weiter arbeiten auf kolonialem Gebiete und sich trotz aller trüben Erfahrungen, die man mit dem „Zurückweichen Deutschlands auf allen Gebieten in Afrika" gemacht habe, nicht entmutigen lassen. Nach seinen Ausführungen kam die Kolonialgesellschaft als „berufenes Organ der Pflege und Ausbreitung des kolonialen Gedankens im deutschen Volke" zu dem Schluß, daß nunmehr „die auf unsere koloniale Betätigung in Afrika gesetzten Hoffnungen geschädigt und der ideale Sinn, der die koloniale Bewegung in Deutschland geweckt und zu einem beachtenswerten Faktor unseres öffentlichen Lebens gestaltet hat, dadurch einen empfindlichen Stoß erlitten hat". Immerhin war sie verständig genug, sich einer Kritik über jenen Vertrag „vom Standpunkt der Reichspolitik" zu enthalten, da sie nicht in der Lage sei, zu beurteilen, welche Gründe der Regierung für den Abschluß des Übereinkommens mit England maßgebend erschienen seien. Diese vorsichtige Fassung ging offenbar auf den Rat des Präsidenten der Gesellschaft, Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg,

[1]) Politische Geschichte der Gegenwart XXIV, Seite III.
[2]) Jahrgang 1890, Band 66, Seite 90 ff.
[3]) Briefe an Albrecht von Stosch, Seite 90 ff.

Digitized by Google

zurück, der am 25. Juli in der Deutschen Kolonialzeitung zur Beruhigung der Gemüter eine Ansprache veröffentlichte, in der jener Satz in der Wendung wiederkehrt: „Welche Gründe die Reichsregierung veranlaßt haben, den englischen Wünschen in so weitgehender Weise entgegenzukommen, vermögen wir, ohne die gesamte politische Situation zu überblicken, nicht zu beurteilen." Sosehr aber die Kolonialgesellschaft mit dieser Wendung auch eine objektive Stellung zu den Maßnahmen der Regierung anzudeuten versuchte, sosehr sie sich außerdem einer aktiven Bekämpfung des Helgolandvertrages an der Seite der Alldeutschen enthielt: der Unterton ihres Unwillens über die kolonialen Verluste, von denen weniger das tatsächlich preisgegebene Witu als das rechtlich niemals deutsch gewesene Sansibar beklagt wurden, blieb doch so stark, daß er das ursprünglich angeschlagene Thema einer wohlwollenden Kritik völlig übertönte, um schließlich in dem Finale der Variationen vollends an die Oberfläche zu kommen mit dem Mißklang: daß der Vorteil einer sicheren Abgrenzung unserer Kolonien, der mit Rücksicht auf deren Entwicklung nicht unterschätzt werden solle, doch — „selbst unter Anrechnung der Erwerbung Helgolands" — mit unverhältnismäßigen Opfern erkauft worden sei. Wie ganz anders demgegenüber das Urteil eines eingeweihten Diplomaten lautete, beweist der schon erwähnte Satz aus den Denkwürdigkeiten des Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst, der damit gleichzeitig eine — freilich vieldeutige — Antwort auf die wißbegierigen Fragen der Kolonialgesellschaft erteilt. Hohenlohe notierte damals in seinem Tagebuch seine Zufriedenheit mit dem Vertrage, der verhütet habe, daß sich England an Frankreich und Rußland angeschlossen hätte, und der um so günstiger sei, als wir in der Kolonialpolitik — mit ihrer Inaugurierung durch Bismarck? oder aber durch die Petersche Emin-Pascha-Expedition? — „die Engländer in ungewohnter Weise auf die Hühneraugen getreten" hätten!

Es war freilich auch darum kein Wunder, daß die öffentliche Meinung über die Tragweite des Helgolandvertrages vollständig irregeführt wurde, weil die englische Beurteilung des Vertrages die damalige Kritik in Deutschland nur zu rechtfertigen schien. Daß die französische Presse eine ganz andere Sprache führte, daß sie in der englischen Abtretung Helgolands den Preis für Deutschlands wohlwollende Haltung in der britischen Ägyptenpolitik[1]) und das Symbol für den Anschluß Englands an den Dreibund erblickte, während die russische Presse

[1]) Übrigens verurteilte auch Bismarck die Helgolandpolitik des neuen Kurses, weil sie die ägyptischen Trümpfe aus der Hand gegeben habe. Er war der Ansicht, daß Englands Stellung in Ägypten nur diplomatisch angegriffen werden könne. Vgl. meine Schrift „England und Ägypten", Seite 81. Hofmann, a. a. O. I 171.

Digitized by Google

gar als deutsche Gegenleistung für Helgoland eine künftige Unterstützung der britischen Weltstellung in Indien erwartete: all das wurde in Deutschland um so mehr überhört, als hier die Kritiker des Vertrages einen Rückhalt fanden an der größten politischen Autorität ihrer Zeit, an dem im Ruhestand grollenden Fürsten Bismarck, gegen dessen Wahrspruch jede Berichtigung seitens seiner Nachfolger schlechterdings verblassen mußte. Will man darum die öffentliche Meinung jener Tage einigermaßen entlasten, so muß man sich immer die Opposition Bismarcks auch gegen die negative Seite des Vertrages vor Augen halten, weil diese das Urteil über den Helgolandvertrag bis in unsere Tage bestimmt hat. Betrachten wir darum noch Bismarcks Stellung zu den afrikanischen Kompensationen, die einer objektiven Würdigung der Bedeutung unseres Abkommens so lange im Wege stehen sollte!

Digitized by Google

V. Bismarcks Opposition gegen die afrikanischen Kompensationen[1])

Einer Berliner Bürgerdeputation hatte Bismarck am 23. Juni 1890 versprochen, an dem deutsch-englischen Abkommen keine Kritik üben zu wollen. Er trat auch aus seiner still oppositionellen Haltung erst heraus, als Caprivi in seiner Reichstagsrede vom 5. Februar 1891 den Vertrag durch die Behauptung zu rechtfertigen suchte: auch Bismarck habe die englische Freundschaft und die Sorge um das Verbleiben des deutschfreundlichen Lord Salisbury am Ruder des britischen Staatsschiffes für wichtiger gehalten als Sansibar, Witu und Ostafrika. Entsprach diese bereits erwähnte Enthüllung auch der Wahrheit, so stellte sie doch den wenig logischen Versuch dar, den entlassenen Kanzler für die neue, von der Regierung gepriesene, von der öffentlichen Meinung aber verurteilte Politik intellektuell verantwortlich zu machen, um ihn bei allen Gegnern des Vertrages als dessen Urheber gleichzeitig zu diskreditieren.

Bismarcks Stellungnahme war dennoch schwierig. Einmal hatten die „Hamburger Nachrichten", wie wir sahen, ursprünglich einen den Caprivischen Darlegungen ähnlichen Standpunkt vertreten; zudem stützte Caprivi seine Eröffnungen auf eigenhändige Randbemerkungen Bismarcks auf Aktenstücken. Wohl wird man diesen nicht den Wert einer Haupt- und Staatsaktion beilegen dürfen, da solche „vertrauliche" Notizen, die Bismarck niemals offiziell zu vertreten gedachte, fraglos nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, sondern zu den bekannten „kalten Wasserstrahlen" gehörten, mit denen der Kanzler auch seine Räte gelegentlich zu überschütten pflegte, wenn er deren Phantasie überhitzt glaubte. Trotzdem hielt es Bismarck für geraten, energisch durch die Presse zu antworten, um nicht als der Überführte zu erscheinen. Schonungslos deckte er die Lücke auf, die zwischen Caprivis Behauptung im Reichstage und dessen eigener, dem Vertrage beigegebener Denkschrift bestehe, die das Abkommen keineswegs als Zwangsergebnis einer übernommenen Geschäftslage rechtfertige, sondern

[1]) Litteratur siehe oben Seite 35, Anmerkung 1.

Digitized by Google

im Glauben an seine Vorzüglichkeit als einen Handel darstelle, der sich wegen seiner Vorteile für Deutschland sachlich als durchaus nützlich und verdienstlich empfohlen habe. Bezeichnenderweise aber nahm Bismarck zu der bestimmten Art, mit der die Denkschrift unbedingtes Zusammengehen Deutschlands und Englands in überseeischen Fragen predigte, keinerlei Stellung. Auch er unterschrieb eben, nachdem er in ernsten Konflikten mit England den kolonialen Besitz Deutschlands festgelegt hatte, den Caprivischen Satz: der Gedanke, um eines kolonialen Zwistes willen zum Zerwürfnis mit England gedrängt zu werden, dürfe keinen Raum gewinnen. Es ist charakteristisch für seine Anschauungen aus der Zeit der britisch-deutschen „Kolonialehe", daß er auch Caprivis anfechtbares Wort: Deutschlands kolonialer Besitz sei lange nicht wertvoll genug, um seinetwegen einen Krieg mit den Waffen oder auch nur eine diplomatische Fehde mit England anzufangen, nicht angriff. Auch Bismarck hatte in der Zeit der Ernüchterung, die dem Kolonialrausch in Deutschland gefolgt war, pessimistische Anwandlungen über die Beständigkeit des deutschen Kolonialbesitzes bei unfreundlicher oder gar feindlicher Haltung Englands; und es war darum keineswegs nur besondere Höflichkeit, wenn er sich am 2. Juli 1890 zu englischen Reedern, die ihm in Friedrichsruh ihre Aufwartung machten, befriedigt über „die schnelle Erledigung der afrikanischen Frage" aussprach, die ein Beweis der guten Beziehungen beider Länder sei. Denn es lag in der Konsequenz seiner Pläne aus den Zeiten der Kolonialehe, daß er seinem Wunsche nach Frieden und Freundschaft mit England kolonialpolitische Fragen unterzuordnen gebot; und es nimmt darum auch nicht wunder, daß er damals kurz nach Veröffentlichung des Helgolandvertrages, als er sich noch nicht in eine grundsätzliche Opposition verbissen hatte, geradeheraus bekannte, daß der Austausch des deutsch-englischen Abkommens deutscherseits dem Wunsche nach Aufrechterhaltung der „alten" englischen Freundschaft entspreche und zugute komme.

Was die ominösen Randnoten anlangte, so erklärte Bismarck, daß sie niemals ein politisches Programm enthalten könnten und nur zur Orientierung seiner Beamten für mögliche Situationen gemacht worden seien. Auch versäumte er nicht, auf die gefährliche Seite derartiger Veröffentlichungen sekreter Weisungen hinzudeuten, die nur Englands Ansprüche zu steigern und die Verhandlungen mit ihm zu erschweren geeignet seien. Mit Recht wiesen die „Hamburger Nachrichten" darauf hin, daß jenen Geheimbemerkungen sein bekannter Erlaß[1]) an den deutschen Botschafter vom 10. Juni 1884 entgegenstehe, der ausdrück-

[1]) Staatsarchiv 43, 295ff.

Digitized by Google

lich betonte, daß Deutschland seinem aufrichtigen Wunsche eines guten Einvernehmens mit England vitale Interessen nicht opfern könne; nur um den Preis der Gleichwertung könne die Freundschaft beider Nationen erkauft werden, nur auf dem Fuße absoluter Gleichberechtigung und Ehre sei sie für Deutschland möglich. Das war der Schluß, den Bismarck aus seiner amtlichen Haltung ziehen durfte, und der dem Caprivischen Ansinnen allerdings konträr widersprach. Anfechtbar aber war die Konsequenz: ein Geschenk wie Sansibar habe die unter Salisbury zweifellos wohlwollende Haltung Englands nicht erfordert; denn man sieht nicht ein, warum England die Insel Helgoland ohne Gegenwert hätte preisgeben sollen. Indes, Bismarck erschien Deutschlands Entgegenkommen unbegreiflich, da bei seinem Amtsaustritt keine antideutsche Regierung gedroht habe. Wenn er aber fortfuhr, daß gegen eine solche Witu vielleicht als Aquivalent geeignet gewesen sei, so bewies er mit dieser Erklärung nur, daß er den Wert Sansibars ungebührlich überschätzte und denjenigen Witus allzu gering achtete, wie er denn auch frühzeitig dessen Preisgabe erwog[1]).

Nach dem ersten mißglückten Manöver zum Zwecke der Widerlegung der Bismarckischen Opposition unternahm die Regierung einen weiteren Versuch, um dessen Argumente zu entkräften und ihre eigene Auffassung zu stützen. In seiner Reichstagsrede vom 6. Februar 1891 fand sich der Abgeordnete der deutschen Reichspartei von Keudell dazu bereit, den Nachweis zu führen, daß Bismarcks vielgenannter Vertrag (vom 1. November 1886) mit England und Frankreich in der Unabhängigkeitserklärung des Sultans von Sansibar und der Anerkennung seiner Oberhoheit auch über die gegenüberliegende Küste (die ihm rechtlich damals ja in der Tat noch gehörte!) schon die Grundzüge des Vertrages vom 1. Juli 1890 enthalte. Die Wahrheit war dagegen, daß jener Akt die Ansprüche des Sultans auf die Kolonie Witu zurückwies, diese wie das Petersche Ostafrika (freilich noch ohne Küste!) unter deutsches Protektorat stellte und nur das so beschränkte Sultanat Sansibar gemäß den Abmachungen der Berliner Kongokonferenz für „souverän" erklärte.

Peters erzählt uns aus eigener Anschauung[2]), Großbritannien hätte damals die Unabhängigkeitserklärung verlangt, weil es unsere Initiative in Sansibar gefürchtet habe. Vier Jahre eifriger britischer Arbeit, bei der Generalkonsul John Kirk eine hervorragende Rolle spielte, dazu der rätselhafte Tod des deutschfreundlichen Sultans Said

[1]) Es ist bezeichnend, daß bei den Vorarbeiten für den oben erwähnten Sansibarvertrag vom 1. November 1886 wohl Peters, aber nicht die Gebrüder Denhardt zu Rate gezogen wurden.

[2]) Gründung von Deutsch-Ostafrika, Seite 262.

Digitized by Google

Chalifa genügten, um die Situation völlig zu Englands Gunsten zu verändern. Wie koloniale Kreise, besonders des Hamburger Geschäftslebens, noch 1890 in Denkschriften an die Regierung die Preisgabe Sansibars zu verhindern suchten, so warnte auch Peters schon 1887 vor dem dort wachsenden englischen Einfluß, wie aus seinem gleichzeitigen Bericht[1]) an den Direktionsrat der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft hervorgeht; er betrachtete damals „diese ganze Entwicklung erst als abgeschlossen, wenn auch Sansibar und Pemba unter deutschen Einfluß gebracht" seien. Allein, in Berlin verschloß man sich in der Zeit der „Kolonialehe" mit England — zumal seit Heinrich von Kusserow, der Herold unserer Kolonialpolitik, das Dezernat der überseeischen Abteilung des Auswärtigen Amtes niedergelegt hatte — den Wünschen der ostafrikanischen Kolonialpolitiker immer mehr. Unter den Regimes Krauel und Kayser verschlechterten sich, wenn auch weniger aus persönlichen als aus politischen Gründen, die Beziehungen der Regierung zu der ostafrikanischen Gesellschaft, die ihnen und sicherlich auch Bismarck „zu ungestüm"[2]) war, so sehr auch dessen Interesse für Peters' (besonders finanzielle) Unternehmungen[3]) — trotz aller begreiflichen Abneigung gegen das selbstbewußte Auftreten dieses tatkräftigen, aber „inkommensurablen"[4]) Zeitgenossen — niemals gänzlich erlosch.

Immerhin blieb Sansibar zu Bismarcks Zeiten trotz Anerkennung seiner Souveränität innerhalb der deutschen Interessensphäre und hätte nie ohne Einwilligung Deutschlands von England erworben werden können, da beide Mächte dem Sultan gegenüber mindestens gleichberechtigte Konkurrenten waren. Bismarck dachte sich Sansibars Unabhängigkeit von vornherein als Lücke in dem „Küstenvorhang", mit dem England Afrika umgeben hatte; und er hoffte durch sie noch tiefer als mit seinen schon vollzogenen Kolonialerwerbungen in britische Macht- und Interessensphären einzuschneiden, um Englands unitarischen Plänen — von Kairo bis Kapstadt — beizeiten zuvorzukommen. Und so rechnete er allerdings für die Zukunft mit der Deutschwerdung Sansibars, sobald England einmal unserer guten Dienste, unserer Allianz oder Neutralität bedürfen würde. Die Zeit zum Zugreifen glaubte er freilich noch nicht gekommen. Hatte er schon 1884 bei Ge-

[1]) Ebenda 212 ff.

[2]) Ebenda 129, 136, 139, 151 ff.

[3]) Ebenda 147.

[4]) Vgl. Peters: Gründung 122, Wie Ostafrika entstand 77, Zur Erwerbung Deutsch-Ostafrikas in Cottas „Greif" 1914, Seite 442 f. Bismarcks Urteil über Peters nach Krauel (in Brauer-Marcks-Müller, Erinnerungen an Bismarck, Seite 14) ist bei dem Antagonismus beider Männer mit gleicher Vorsicht aufzunehmen, wie die Petersschen Urteile über Krauel, Kayser usw.

Digitized by Google

legenheit der Okkupation Ostafrikas auf britische Anfrage versichert, er denke nicht daran, Sansibar zu erobern[1]), so gedachte er auch während seiner weiteren Kanzlerschaft die Frucht erst völlig ausreifen zu lassen, obwohl die Gelegenheit zum Ernten damals nicht gefehlt haben mag. Peters wenigstens „weiß in der Tat", daß England schon 1885 bereit gewesen wäre, die wohlwollende Neutralität Deutschlands in dem englisch-russischen Grenzkonflikt in Afghanistan und am Pamir durch diesen hohen Preis zu erkaufen. Er ist überzeugt, daß Deutschland auch Uganda bis zur Nilgrenze leicht hätte erwerben können; denn er glaubt noch heute, England würde alles unterschrieben haben, was Bismarck gefordert hätte, um nur Konflikte mit ihm zu vermeiden. Er beruft sich für diese Behauptungen auf die Klagen, die er oft aus dem Munde des britischen Großreeders Mackinnon in Sansibar gehört habe, über die Schlappheit des englischen Gouvernements, das immer seine Politik davon abhängig mache, wie weit Bismarck zu gehen auf jeden Fall entschlossen sei[2]). In Wahrheit scheint dieser Methode freilich nur die Absicht zugrunde gelegen zu haben, nach genauer Erkundung der Bismarckischen Pläne ihre Vereitelung zu ermöglichen: eine Taktik, die durch die Praxis der englischen Politik während der Bismarckischen Kolonialpolitik mit zahlreichen Beispielen belegt werden könnte und die gerade für die erfolgreiche Tätigkeit des englischen Generalkonsuls Sir John Kirk bezeichnend ist. Wie geschickt dieser nach dem Prinzip des Divide et impera zu operieren verstand, beweist auch eine Beobachtung[3]) aus dem Jahre 1885, die darauf hinweist, daß die — von Kirk natürlich geschürte — Uneinigkeit der Deutschen in Sansibar bereits damals ihre Stellung unhaltbar gemacht habe.

Trotzdem bleibt es unanfechtbar, daß Bismarck Sansibar ebensowenig aufgab, wie er es im Augenblick zu erwerben für gut fand; er war gewillt, zu warten, bis die Zeit der Ernte da sei. Er blieb darin nur seinem alten politischen Grundsatze treu: „Wir können das Reifen der Früchte nicht dadurch beschleunigen, daß wir eine Lampe darunter halten, und wir können den Gang der Ereignisse nicht dadurch beschleunigen, daß wir unsere Uhren vorstellen." In den „Hamburger Nachrichten" empfahl er diese Kunst des geduldigen Abwartens, für die er zahllose Vergleiche aus dem Fischer- und Jägerleben beizubringen wußte, als ein „Haupterfordernis politischer Konzeption", und bis dahin riet er immer, „die Wege so zu wählen und zu ebnen, daß die Ernte ohne Schädigung anderer Beziehungen gewonnen werden kann".

Es könnte nach alledem freilich den Anschein erwecken, als hätte

[1]) Siehe oben Seite 15, Anm. 1.

[2]) Gründung 119, 138. Dazu „Greif" 443.

[3]) Memoiren einer arabischen Prinzessin II 187.

Digitized by Google

Bismarck vielleicht doch den geeigneten Augenblick zur Erwerbung Sansibars verpaßt; und es ist denn auch ausgesprochen worden[1]), daß der Altreichskanzler, wenn er die „Unvermeidlichkeit und den Wert" einer deutschen Kolonialpolitik erkannt hätte, Sansibar leicht hätte bekommen können. Nichts kann unrichtiger sein. Ganz abgesehen davon, daß Bismarck den Wert einer Kolonialpolitik schon deshalb erkannt haben muß, weil er die Mühen ihrer Verteidigung gegen einen überwiegend kontinentalpolitisch gerichteten Reichstag mit allen Kräften durchzusetzen verstand, liegt das Problem, warum er dem begonnenen Werke selbst zum Hemmschuh wurde, ausschließlich in Rücksichten auf die politische Konstellation seiner ausgehenden Amtszeit. Aus diesen Gründen mußte Peters bei seinen afrikanischen Bestrebungen nicht nur auf jeden Rückhalt an der heimischen Regierung verzichten, „wenn er — wie er schreibt[2]) — mit Engländern in Kollision geriet". Vielmehr war es ein Leitmotiv Bismarckischer Kolonialpolitik, in Fragen der Weltpolitik wenigstens eine der Westmächte auf seiner Seite zu behalten. Würde er Sansibar annektiert haben, so würden sich Frankreich und England in gemeinsamem Widerspruch gegen die deutsche Kolonialpolitik vereinigt haben, und es ist bekannt, daß gerade die Verhinderung dieser politischen Situation sowohl Ziel wie Voraussetzung der Bismarckischen Kolonialpolitik gewesen ist. Hätte Bismarck daher einen Angriff auf die 1862 und 1886 von Frankreich mitverbürgte Souveränität Sansibars gewagt, so hätte dies das Ende seiner Kolonialpolitik und wahrscheinlich auch das Ende seiner überragenden politischen Stellung in Europa zur Folge gehabt. Denn mit dem Abschluß der Isolierung Frankreichs und der englisch-französischen Feindschaft wäre schon damals eine Situation entstanden, die der nachbismarckischen vergleichbar sein würde. Es bleibt also nach diesen Andeutungen durchaus verständlich, daß Bismarck eine Überrumpelung des Sultans von Sansibar im Petersschen Sinne[3]) ablehnte, weil er an seiner baldigen freiwilligen Deutschwerdung nicht zweifeln wollte. Immerhin wußte er, als eine Gesandtschaft des Sultans im Herbst 1889 in Friedrichsruh vorsprach, energisch darauf hinzuweisen[4]), daß das Heil Sansibars in einem engen und ehrlichen Anschluß an Deutschland liege, und daß von einem Erfolg jedweder Spekulation auf eine deutsch-englische Verfeindung wegen der Sultansinsel nicht die Rede sein könne, da keine von beiden Mächten ihr einen so großen Wert beimesse, beide vielmehr bei ihren mannig-

[1]) A. Senfft von Pilsach, Aus Bismarcks Werkstatt, Seite 91.

[2]) „Der Greif" a. a. O. 444.

[3]) Gründung 140.

[4]) Michahelles bei Brauer-Marcks-Müller, Erinnerungen an Bismarck 64 f. Poschinger, Die Ansprachen des Fürsten Bismarck, Seite 126.

Digitized by Google

faltigen Beziehungen in Europa auf enges Einvernehmen angewiesen seien.

Es lag also durchaus in der Richtung dieser Bismarckischen Politik, wenn der neue Kurs auf Sansibar Verzicht leistete — aus Rücksicht auf die französischen Empfindlichkeiten, die ein deutsches Protektorat über die Sultansinsel mit einer offenen Schwenkung zu England oder mit hohen Kompensationsforderungen beantwortet hätte, wie sie später England mit der Preisgabe Madagaskars erfüllen mußte. Mit Recht betonte denn auch die Caprivische Denkschrift: „Deutschland hätte einen Erfolg auf diesem Gebiete jedenfalls mit einer Verschlechterung seiner Beziehungen zu England bezahlen müssen und hätte den beiden erwähnten Staaten einen geeigneten Boden gegenseitiger Annäherung gewährt."

Trotzdem erklärte Bismarck nach seiner Entlassung, daß er keinen Augenblick an der Sicherheit einer künftigen Erwerbung Sansibars gezweifelt habe. Er meinte nach deren Preisgabe, daß dort der Handel bereits zu drei Vierteln seines Bestandes in deutschen Händen gewesen sei, daß bei den Engländern Sansibars dieser Eindruck deutschen Übergewichts schwer empfunden worden sei und daß deren Ärger sich darum in dem Scherzwort Luft gemacht habe: sogar in den Gefängnissen überwiege das deutsche Element. Politisch sei Sansibar dank der Vorarbeit deutscher Kaufleute schon halb deutsch gewesen, und der effektive Besitz der ostafrikanischen Küste habe die Annexion Sansibars nur als eine Frage der Zeit erscheinen lassen. Darum wunderte es den Altreichskanzler auch nicht, daß die dortigen Engländer bei der ersten Nachricht vom deutschen Verzicht so überrascht waren, daß sie sie für erfunden hielten. Dagegen glaubte er, daß es ihnen nunmehr leicht werden würde, die Hamburger Kaufleute, die nach seiner Meinung in fünf bis zehn Jahren imstande gewesen wären, den englischen Handel zu verdrängen, dort ihrerseits auszuschalten: eine Prophezeiung, die sich freilich erst im gegenwärtigen Kriege erfüllen dürfte, während bis vor kurzem das wirtschaftliche Übergewicht der Deutschen Sansibars unter einem wohlwollenden englischen Regiment erhalten blieb und höchstens unter dem allgemeinen wirtschaftlichen Rückgang der Sultansresidenz zu leiden hatte.

Schließlich hielt Bismarck die Preisgabe Sansibars an das englische Protektorat für gefährlicher als die Abtretung der nördlich von Deutsch-Ostafrika gelegenen Interessensphären, deren Wert — wie er angesichts des Spieles der Mächte um das Reich des Negus von Abessinien späterhin zutage trat — der Kanzler offenbar in keiner Weise geahnt hat. Auch in der Frage der Abtretung Witus, das er ja während seiner Amtszeit bereits als Kompensationsobjekt betrachtet

Digitized by Google

hatte, teilte und bestimmte Bismarck die Anschauung der öffentlichen Meinung, die diese tatsächliche Preisgabe deutscher Werte über dem vermeintlichen „Verlust" Sansibars übersah. Und doch hätte gerade das Schicksal der in Witu zurückbleibenden, sehr bald ruinierten und bis heute noch nicht genügend entschädigten Gebrüder Denhardt eine weit größere Aufmerksamkeit verdient. Bildet es doch den einzig dunklen Fleck auf dem sonst längst von der Geschichte gerechtfertigten Helgolandvertrag!

Es war freilich kein Wunder, daß die öffentliche Meinung die Alternative „Helgoland oder Sansibar?" nicht begriff, wenn Bismarck Sansibar als „die eigentlich potente Handelsstadt der ostafrikanischen Küstenfläche" — die es damals zweifellos war — für „die Hauptsache dort" erklärte und den Helgolandvertrag vor allem wegen der Preisgabe Sansibars so heftig verurteilte. Nur so wird es verständlich, daß man in Deutschland mit Peters[1]) fast allgemein überzeugt war, Deutsch-Ostafrika sei nur mit Sansibar zu beherrschen, ohne Sansibar aber „ein für allemal verkrüppelt". Daß diese Behauptung auch politisch nicht richtig war, hat erst der Weltkrieg erwiesen, indem er die mit Hilfe des englischen Stützpunktes vorhergesagte leichte Bezwingbarkeit unserer deutsch-ostafrikanischen Kolonie bis heute Lügen strafte. Daß sie aber vor allem wirtschaftlich grundfalsch war, sollte sich schon frühzeitig ergeben. Denn tatsächlich hat sich Deutsch-Ostafrika von Sansibar sehr bald unabhängig machen können, während dieses auf sein eigentliches Hinterland — das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet —, auf dessen Produktion und Konsumtion auch neben seinem bedeutenden Handelsverkehr mit Indien dauernd angewiesen bleibt[2]). Was schon damals nur vereinzelte Sachkenner[3]) einer übertriebenen Entrüstung über den Sansibartausch entgegenhielten, daß eine Verlegung des Handelszentrums, die auch Bismarck bezweifelte[4]), möglich sei: das zeigen uns heute blühende Handelsstädte wie Daressalam, Tanga, Lindi und andere Häfen, sofern sie nicht versandet sind.

Wohl bleibt es bedauerlich, daß die reichste und schönste Stadt Ostafrikas, das Paris der umwohnenden Eingeborenen, der beste Abnehmer unserer Kolonie, in englische Hände überging und zum wichtigsten Zwischenglied in der Kette imperialistischer Bestrebungen „von Kapstadt bis Kairo" wurde. Aber demgegenüber ist es unzweifelhaft, daß nicht Deutschland, sondern Sansibar durch den Tausch-

[1]) Gründung 262.

[2]) Brode, British and German East Africa. Their economic and commercial relations, London 1911.

[3]) Vgl. z. B. Ernst Vohsen, Zum deutsch-englischen Vertrag, Berlin 1891.

[4]) Hofmann, a. a. O. I 328.

Digitized by Google

vertrag von 1890 alles verlor, indem es seine Bedeutung als Umschlagsplatz immer mehr an die Häfen der Küste einbüßte[1]). So kam es, daß man schließlich die ehemals befürchtete Abschnürung Deutsch-Ostafrikas durch Sansibar auf Sansibar selbst anwendbar fand[2]). Denn man ersah aus der Statistik, daß unserer Kolonie nicht die Lebensluft genommen ist durch die Tatsache, daß der beste Hafen nicht uns gehört. Man erkannte vielmehr, daß die Küste für den Handel auf Sansibar als Zwischenstation garnicht angewiesen ist und daß darum die Auffassung von Gerhard Rohlfs, „Sansibarinsel existiert nur durch Sansibarküste", über die noch heute mitunter vertretene Ansicht triumphieren sollte, die der Afrikareisende Paul Reichard damals dahin formulierte: wie Frankreich ohne Paris, so sei Ostafrika unmöglich ohne Sansibar[3]).

[1]) Vgl. den instruktiven Sansibar-Aufsatz im „Neuen Deutschland", Jahrg. 1914 (13. Juni), Seite 462 ff.

[2]) R. Hermann, Zeitschrift für Kolonialpolitik usw. IX (1907) 421 ff.

[3]) Nationalzeitung vom 25. Juni und Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom 26. Juni 1890; auch Reichard, Deutsch-Ostafrika, Seite 58.

Digitized by Google

VI. Die Bedeutung des Vertrages

Machen wir auf die Stellung der öffentlichen Meinung und ihres Wortführers Bismarck zur Frage der afrikanischen Kompensationen die durch den Weltkrieg gebotene Probe, so finden wir, daß gerade diejenige Kolonie, die im Helgolandvertrag angeblich am meisten geschädigt war, bis auf den heutigen Tag ihre Lebensfähigkeit erwiesen hat. Die Insel Sansibar, deren Besitzer nach den Behauptungen der damaligen Kritiker die Beherrschung des gegenüberliegenden Festlandes in der Hand haben sollte, hat die deutsche Position in Ostafrika in keiner Weise zu erschüttern vermocht. Dahingegen hat die durch das Abkommen erreichte Abrundung des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes und ihre Ausdehnung bis an die großen Seen, sowie die Aufgabe schwer zu verteidigender Annexe und Interessensphären während der langen Friedensjahre eine Entwicklung zur Folge gehabt, durch die unserer größten Kolonie das Ausharren im Weltkriege erst ermöglicht wurde.

Trotzdem wollen wir gerecht sein und aus dem Unwillen der kolonialen Kreise über die afrikanischen Verluste und Verzichtleistungen im Helgolandvertrage für die Gegenwart zu lernen suchen. Es war begreiflich, daß die Männer, die Kraft und Gesundheit an die Erwerbung deutschen Überseebesitzes gesetzt hatten, schwer enttäuscht waren, als sie manche ihrer Hoffnungen zu Grabe getragen sahen; es war nicht verwunderlich, daß sie sich erst langsam mit der Erkenntnis abfanden, daß sie wenigstens mit ihren, wenn auch nur zu Kompensationszwecken verwandten, afrikanischen Errungenschaften zur Erwerbung Helgolands beitragen durften. Und wenn selbst Bismarck, obwohl er die Gebote politischer Klugheit kannte, die bei Staatsverträgen den Ausschlag zu geben haben, in das Horn der allgemeinen Unzufriedenheit stieß, so war es zweifellos neben persönlichen Momenten, die ihn ins Lager der Opposition drängten, auch das Gefühl verletzter Nationalehre, das Deutschland bei dem Tauschvertrag benachteiligt — wähnte. Bismarck gehörte, wie man einmal treffend gesagt hat[1]), zu den Staatsmännern, die nicht gern herausgaben. Falsch

[1]) Hüsgen, Ludwig Windthorst, Seite 64.

Digitized by Google

unterrichtet über den Wert der Insel Helgoland, glaubte er Englands Freundschaft durch übermäßige „Trinkgelder" erkauft, die nach seiner Erkenntnis das Wesen der britischen Politik doch nicht zu beeinflussen vermöchten[1]). Bedenkt man aber, daß es sich bei all diesen Klagen um Gebiete handelte, die kaum erst oder noch gar nicht erworben waren, so wird man fragen dürfen, ob die realpolitische Vorurteilslosigkeit mancher Gegenwartspolitiker nicht doch zu weit geht, wenn sie schon jetzt die Öffentlichkeit auf einen freiwilligen Verzicht von Kolonien vorzubereiten sucht, die im Interesse einer durchaus wünschenswerten Konsolidierung unseres Schutzgebietsbesitzes entbehrlich erscheinen mögen, andererseits aber doch nunmehr dreißig Jahre lang durch Gut und Blut aufrechterhalten worden sind. Welche Stimmung eine solche Politik gerade bei den weltpolitisch denkenden Kreisen auslösen würde, dafür dürfte die Haltung der öffentlichen Meinung von 1890 trotz ihrer Irrtümer, die wir nicht von neuem begehen, aber auch nicht in ihr Gegenteil verkehren sollten, noch immer lehrreich sein. Und dafür dürfte auch heute noch der Bismarcksche Satz[2]) ins Gewicht fallen: daß es nicht nur feige wäre, „die einmal eroberte — koloniale — Position ohne Not preiszugeben, sondern auch nur zu sehr geeignet, das für Deutschland und insbesondere für den deutschen Kaufmann errungene Ansehen im Auslande zu schädigen und damit auch die Interessen des deutschen Handels wesentlich zu beeinträchtigen..."

In einem ganz anderen Zusammenhang hat Hans Delbrück kürzlich den Grundsatz aufgestellt[3]): „Erst in einem gewissen Abstand gewinnt man den richtigen Maßstab für die großen historischen Ereignisse, der deshalb den Teilnehmern selbst häufig fehlt." Dieses Urteil trifft sowohl für die Aufnahme des Helgolandvertrages durch die öffentliche Meinung, wie für dessen Zustandebringen durch die Männer des neuen Kurses zu. Denn auch sie waren sich, als sie einen Eckpfeiler für den weltpolitischen Aufbau des Reiches begründeten, weder der Voraussetzungen noch der Konsequenzen bewußt, die die Erwerbung Helgolands erst zu einem Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung erhob. Nur der Kaiser war, als er in Fortsetzung der großpreußischen Traditionen seines Hauses zur Ergänzung der militärischen Überlegenheit Deutschlands die Reorganisation und Höherentwicklung der Marine mit dem nimmer ermüdenden Eifer des Schöpfers von Zukunftswerten betrieb, über die Notwendigkeit des Besitzes der Insel Helgoland als eines Schutzwalles für unsere Küsten und eines Brückenkopfes zur Beherrschung des — damals mit auffallender Hartnäckigkeit prokla-

[1]) Poschinger, Also sprach Bismarck III 150. Hofmann I 171.
[2]) Hofmann I 267.
[3]) Bismarcks Erbe, Seite 55.

Digitized by Google

mierten — „deutschen Meeres" zur vollen Klarheit gekommen. Aus diesem Grunde trachtete er die Erwerbung schon durch den, anscheinend freilich widerstrebenden, ersten Kanzler des Reiches zu verwirklichen. Als dieser später die Erfüllung des kaiserlichen Lieblingsgedankens mit kritischen Augen betrachtete, da zeigte sich zum ersten Male deutlich, daß die Scheide zwischen der alten und der neuen Zeit vollkommen war und daß der Meister der Kontinentalpolitik, der diese selbst, zwar zögernd erst, dann aber um so energischer in die Bahnen der Weltpolitik hinüberzuleiten verstanden hatte, die Konsequenzen dieses Schrittes verurteilte — weil er fürchtete, daß die Geister, die er selbst gerufen, den Unterbau seines Werkes erschüttern könnten.

Auch hier liegt darum das Versöhnende in der Tragik des großen Einsamen von Friedrichsruh. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Bismarck bei längerer Amtszeit der mit elementarer Wucht sich aufdrängenden Weltpolitik zum Schaden seines Werkes in die Zügel gegriffen hätte, um nur den „Alpdruck der Koalitionen"[1]) zu bannen, den die neue Politik Deutschlands bis zu der heute erlebten Wirklichkeit zu steigern berufen war. Mit Rücksicht auf ein gutes Einvernehmen mit England würde Bismarck daher den Plan einer Erwerbung Helgolands immer wieder verschoben haben — bis es zu spät gewesen wäre. Denn natürlich hätte sich Deutschlands Aufschwung in der Weltwirtschaft trotz aller durch außerpolitische Bedenken gerechtfertigten Maßnahmen nicht hindern lassen; und darum würde England nur wenige Jahre nach 1890 dem immer stärker werdenden Konkurrenten die Insel Helgoland niemals als Unterpfand neidloser Freundschaft ausgeliefert haben — auch nicht gegen bedeutendere Kompensationen, als sie im Jahre 1890 im Interesse der deutschen Zukunft dargebracht werden mußten, wenn das Ziel erreicht werden sollte. Denn: „Kein Gewinn im geschichtlichen Leben wird ohne Verluste errungen"; das minder Wesentliche zu opfern, um das Höhere zu gewinnen, ist „das Geheimnis der Realpolitik aller Zeiten"[2]).

So erscheint der tragische Sturz Bismarcks auch nach dieser Richtung in einem milderen, versöhnenden Lichte. Denn wenn auch der Verbannte von Friedrichsruh in seinem dumpfen Groll den Vertrag des neuen Kurses verwarf, so bildet dieser doch in seiner positiven Seite erst die Krönung seines stolzen und kühnen Reichsbaues, der, auf starkem Fundamente errichtet, in den letzten Jahren seines Schöpfers auch noch den Weg über See, zu Kolonien, Interessensphären und Absatzgebieten fremder Erdteile gefunden hatte.

---

[1]) Gedanken und Erinnerungen (a. a. O.) II 260, 269.

[2]) Fr. Meinecke, Die deutsche Erhebung von 1914, Seite 16 und 87.

Digitized by Google

Der jungwilhelminischen Regierung aber gebührt das ausschließliche Verdienst für diese letzte Schlußfolgerung aus dem Werke unseres Reichsschmiedes. In Fortbildung echter Bismarckischer Staatskunst erkannte sie, daß es die letzte weltgeschichtliche Stunde war, in der Helgoland, das Symbol einer von England unabhängigen deutschen Weltpolitik, durch eilige Opfer zu gewinnen war — und dementsprechend ergriff sie nach dem Vorbild ihres Meisters entschlossen die Gelegenheit beim Schopfe. Hätte auch sie im Sinne Bismarcks gezögert, so wäre im Gefolge der weltwirtschaftlichen Fortschritte Deutschlands, die die Kluft zwischen Deutschland und England beständig erweitern mußten, die Hoffnung auf einen Gewinn der Insel unseren Blicken vermutlich für alle Zeiten entschwunden; und mit ganz anderen Gefühlen hätten wir die unabwendbare Explosion der europäischen Gegensätze erwartet, wenn Helgoland ein englischer Stützpunkt geblieben wäre, der den Schlüssel zu unseren Nordseehäfen und -flußmündungen besessen und unserer Flotte jede Bewegungsmöglichkeit genommen hätte.

Es dürfte keinem Widerspruch begegnen, wenn man behauptet, daß für England die Erfüllung seiner Kriegsziele eher möglich gewesen wäre, wenn es im Besitze von Helgoland eine enge Blockade über Deutschland hätte verhängen können. Und selbst wenn wir diese zu durchbrechen vermocht hätten, so würde unsere Flotte an einer Seefeste gescheitert sein, die dank der Voraussicht der Männer des neuen Kurses in unseren Händen, die englische Flotte von Deutschlands Küsten fernzuhalten vermag. Denn es ist gar keine Frage, daß England im Verlaufe des wachsenden Gegensatzes zu Deutschland sehr bald die Felseninsel in gleichem Maße befestigt hätte, wie Deutschland dies zur Sicherung gegen englische Angriffe getan hat.

Der Besitz der Insel Helgoland erscheint somit als eine Voraussetzung zur Abwehr englischer Überfälle. Ohne ihn wäre deutsche Weltpolitik und ihre Verteidigung unmöglich geworden; ohne ihn Deutschland im Kampfe mit England zur Ohnmacht verdammt gewesen.

Digitized by Google

Literaturnachweis

Rachfahl, Kaiser und Reich 1888—1913, Berlin 1913.
Reventlow, Deutschlands auswärtige Politik 1888—1913, Berlin 1914.
Daniels, Die englischen Liberalen und Fürst Bismarck, Preußische Jahrbücher 123, Berlin 1906.
A. Zimmermann, Geschichte der deutschen Kolonialpolitik, Berlin 1914.
Derselbe, Das Jubiläum der Erwerbung Helgolands, Deutsche Kolonialzeitung 1915, Nr. 6.
Prager, Die deutsche Kolonialgesellschaft (Festschrift), Berlin 1906.
Valois, Marokko-Helgoland, Berlin [1912].
E. Lindemann, Das deutsche Helgoland, Charlottenburg [1913].
Aegidi-Klauhold, Das Staatsarchiv, Leipzig 1885—1891.
Schultheß, Europäischer Geschichtskalender 1871—1890, München 1872—1891.
Wippermann, Deutscher Geschichtskalender 1885—1890, Leipzig 1886—1891.
W. Müller, Politische Geschichte der Gegenwart, Bd. 24: das Jahr 1890, Berlin 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Weltkultur und Weltpolitik

Deutsche und österreichische Schriftenfolge

Herausgegeben von Ernst Jäckh in Berlin und vom Institut für Kulturforschung in Wien

Bisher erschienen:

Deutsche Folge, Heft 1

Belgien und die große Politik der Neuzeit

Von Veit Valentin 2 Bogen / 50 Pfennig

Heft 2

Deutsche Freiheit und englischer Parlamentarismus

Von Arnold Oskar Meyer 2 Bogen / 50 Pfennig

Heft 3

Antwerpen im Weltverkehr und Welthandel

Von Kurt Wiedenfeld 3 Bogen / 75 Pfennig

Heft 4

Der Deutsche nach dem Kriege

Von Hermann Muthesius 4 Bogen / 1 Mark

Heft 5

Macht und Wirtschaft I. Die Voraussetzungen des modernen Krieges

Von Friedr. Lenz 16 Bogen / Geheftet 6 Mark, gebunden 8 Mark

In Vorbereitung:

Bismarcks Friedensschlüsse. Von Joh. Haller

Kulturarbeit des Deutschen Werkbundes. Von Dr. W. Riezler

* * *

Österreichische Folge, Heft 1

Die weltpolitische Bedeutung Galiziens

Von St. Tomaschiwskyj 3 Bogen / 75 Pfennig

In Vorbereitung:

Die neue Weltkulturgemeinschaft I

Durch Wissenschaft zur Weltkultur. Von E. Hanslik

Jeder Band ist einzeln käuflich

Verlag von F. Bruckmann, A.-G. in München

Digitized by Google

Großer Bilderatlas des Weltkrieges

Ein Quellen- und Urkundenwerk in authentischen Bildern und Dokumenten / Querfolioformat, mit etwa 3000 Abbildungen / Erscheint in 20 Lieferungen zu je 2 Mark und in zwei gut gebundenen Bänden zu je 25 Mark

Ein angesehenes militärisches Fachblatt: Danzer's Armeezeitung, Wien, beurteilt das Werk wie folgt: „... ein neues Unternehmen, das nicht das Dutzend schon bekannter Werke voll macht, sondern das die bisherigen Bilderdarstellungen durch Vollkommenheit der Ausführung, durch die Sorgfalt der Auswahl und durch die beziehungsreiche Anordnung völlig in den Schatten stellt ... Auch die knappen Worte des Textes verraten vornehmen Geschmack und Beherrschung des Stoffes. Das kostbare Werk wird über den Tag hinaus von bleibendem Werte sein."

Die ersten 10 Lieferungen und der erste gebundene Band erscheinen bis Ende 1915, die übrigen 10 im Laufe des nächsten Jahres. Die erste Lieferung liegt in den Buchhandlungen zur Ansicht auf.

Illustrierter Prospekt kostenlos

Verlag von F. Bruckmann A.-G. in München

Digitized by Google